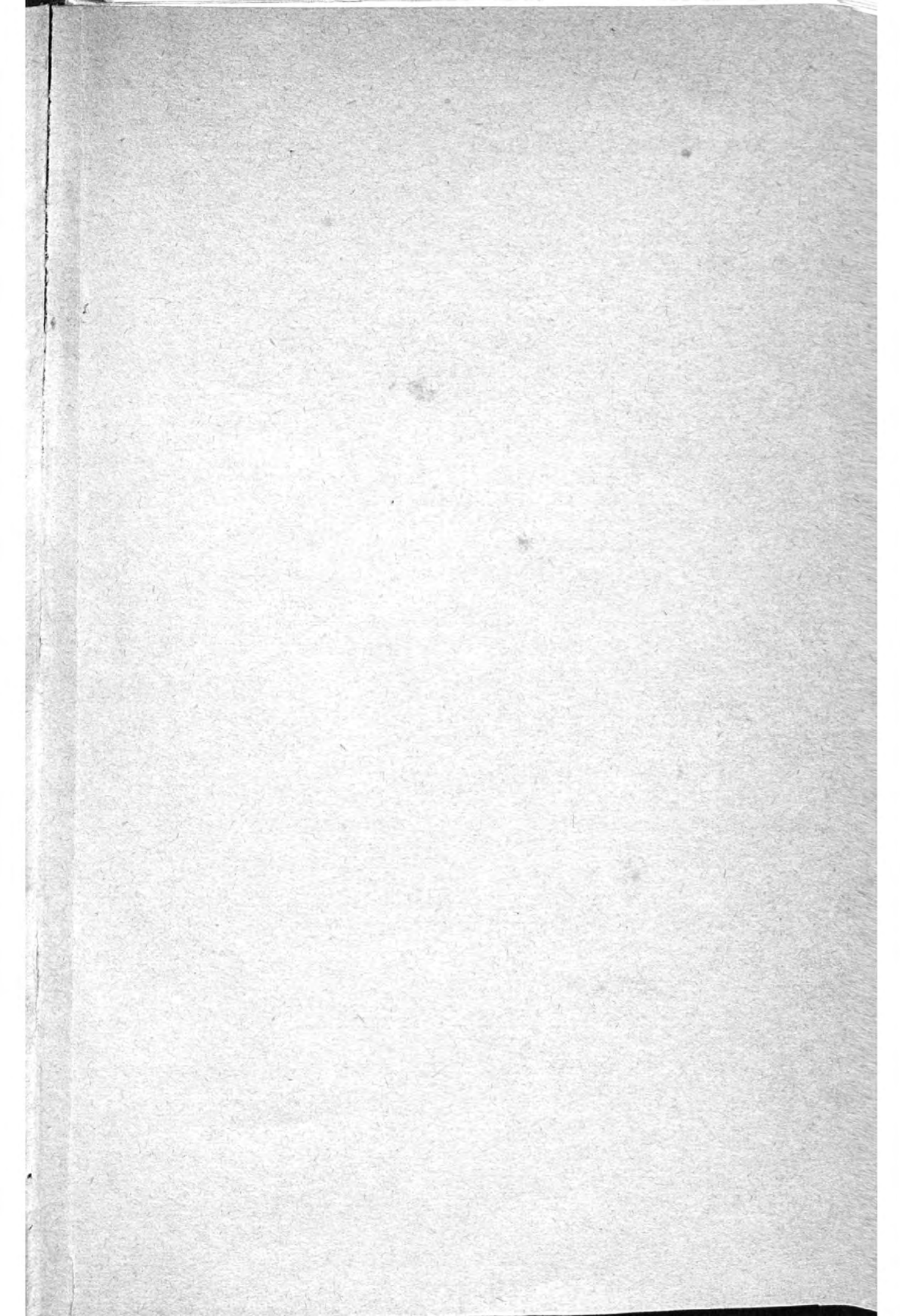
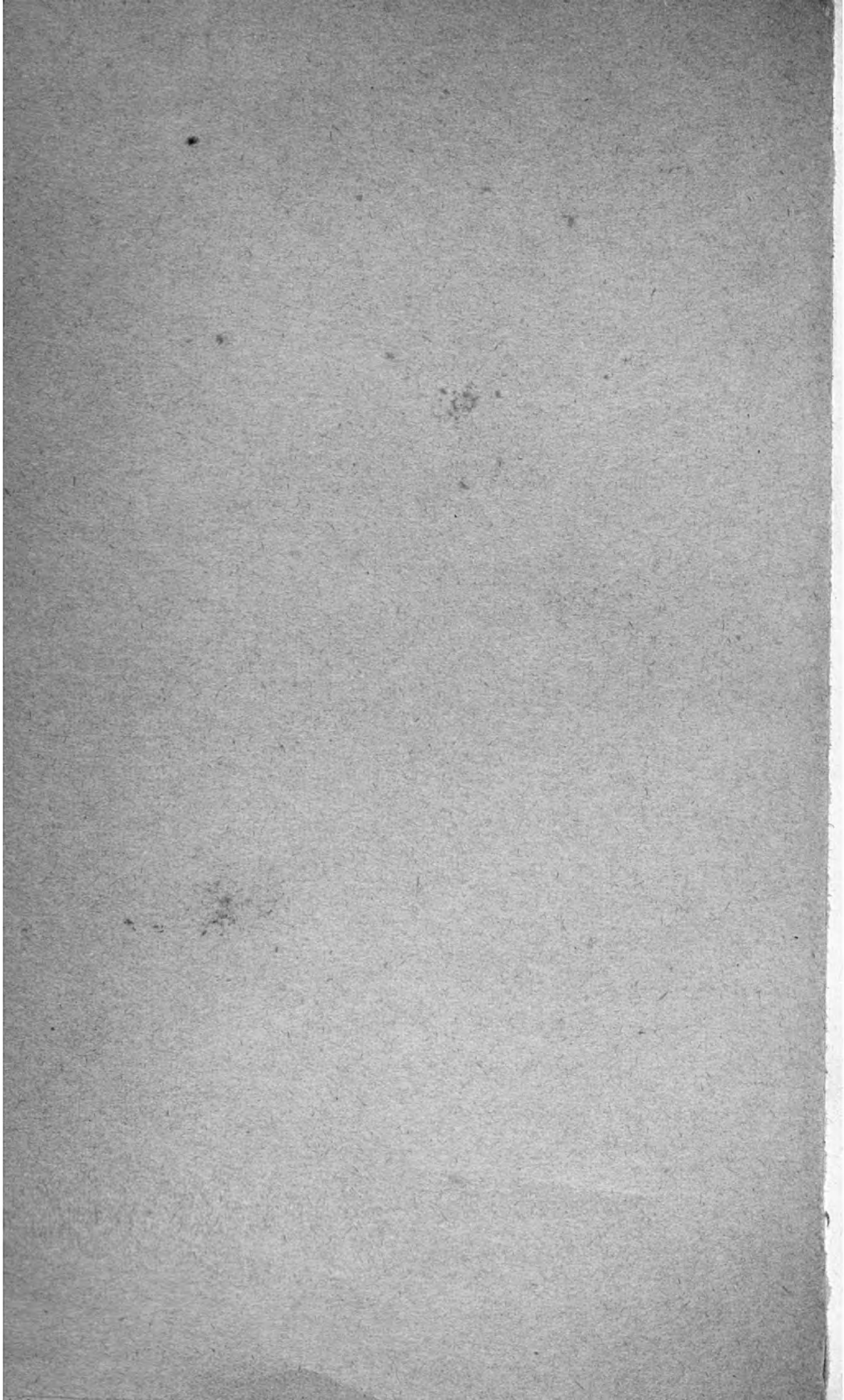


Fa 230-5000





45

Noch eine Reise † † †
† † † † † nach Italien

Tagebuchblätter

von

Eugen Guglia

Leipzig und Berlin SW. 46
bei Georg Heinrich Meyer

1900

64994



1970.522

Vorwort.

Dies soll ein fröhliches Buch sein, rief ich am Schlusse meines „Friedrich Mitterwurzer“ meinen Lesern und Freunden zu. Die folgenden Blätter kann ich ihnen nicht mit einer solchen Empfehlung in die Hände legen. Zwar keine Furcht, daß ich die alten Klagen über italienische Wirtshäuser, Fremdenführer, Cigarren, Bettler und dergleichen wieder einmal aufwärme. Auch will ich das moderne Italien nicht mit dem Maßstab einer politischen oder wirtschaftlichen Doktrin messen, will nicht — wie etwa vor kurzem Zola es gethan — Alles grau in grau malen, weil hier noch so wenig „naturwissenschaftliche Bildung“ unter den Leuten ist und das Volk noch nicht reif für „die demokratische Idee“. Nein, ich liebe Italien, das ich ja schon lange kenne, so wie es ist, mit allen seinen Unbequemlichkeiten und Mängeln. Über so hohe Dinge aber, wie Völkerwohlfahrt und Völkerzukunft zu urteilen, überlasse ich anderen, ich fühle keinen Beruf dazu. Es ist also etwas anderes, was meinem Buch einen etwas melancholischen Charakter

giebt. Einmal etwas ganz Außerliches; man verzeihe, daß ich davon spreche, ich meine nämlich das Wetter. Unter den unzähligen Büchern über Italien existiert wohl keines, in dem so wenig von blauem Himmel, warmer Sonne, milden Lüften vorkommt, wie in dem meinigen und doch erzähl' ich beinah nur von Frühlings- und Sommertagen! Aber in sechsthalb Monaten, von Ende Februar bis anfangs August, hatte ich nur zwei Wochen im März und zwei im Juli ungetrübt schön. Ich habe mich ja keinen Illusionen über das Wetter in Italien hingegeben. Die ewigen heiteren Lenz-tage, von denen die Dichter singen, kommen nur auf den Inseln der Seligen vor. Der Unterschied zwischen dem Klima in Süddeutschland und in Ober- oder Mittelitalien ist nicht so gar groß, als man gewöhnlich denkt, gerade im Frühjahr am allerwenigsten: nur daß es da bloß eisigen Regen giebt, wenn es dort noch schneit. Aber diesmal — 1896 — waren Frühjahr und Sommer fast in ganz Europa besonders schlecht, also auch in Italien. Wie sollte aber das auf uns *impressible fin-de-siècle*-Menschen nicht wirken, gar auf einer Reise!

Es war aber doch noch etwas anderes, Innerliches, Persönliches. . . .

Ich lernte in Rom einen Maler kennen, einen Altersgenossen und Landsmann. Er war daheim nie dazu gekommen, der Kunst zu leben, wozu der Trieb in ihm war, er hatte immer nur für das

Bedürfnis des Tages gearbeitet: Stunden gegeben, Bücher illustriert, Kunsthändlern gangbare Ware geliefert. Vielleicht war die Fähigkeit zu etwas Höherem gar nicht in ihm. Aber er glaubte, daß sie in ihm sei. Endlich hatte er sich soweit freigemacht, daß er in Italien ein paar Monate ganz sich selber leben konnte; eine letzte große Hoffnung that sich ihm auf.

Dieser Maler war eine Art Spiegelbild von mir. Doch was sag' ich von mir! Von einer ganzen Menge von Leuten, von solchen, die nach Italien gehen, und von solchen, die zu Hause bleiben. Alle die, denen das Leben nicht alle Blühträume gereift hat, und wie viele sind das nicht! Da kommt denn eine Zeit, wo es sie wie ein Fieber ergreift. Sie wollen ja nicht alle malen, sie wollen überhaupt meistens gar nichts Bestimmtes, sie denken nur: das Wunderbare, wird es denn nicht vielleicht doch noch kommen? Vielleicht ist's jenseits der Berge, suchen wir's noch einmal — Thorschluß ist nahe, ziehen wir noch einmal dar-nach aus.

Ich gestehe es: mit ähnlichen Empfindungen ging ich diesmal, zum erstenmal auf längere Zeit, nach Italien, ohne bestimmte Aufgabe, ohne anderen Plan als Rom, Neapel, Sicilien — dies alles kannte ich noch nicht — ordentlich zu sehen und zu genießen. Nicht mit den tausend Masten des Jünglings zog ich hinaus, aber im Stillen trug ich

doch eine große Hoffnung, eine Hoffnung auf eine Lebenswende, einen inneren Triumph.

Als ich dann zurückkehrte, hatte ich nicht die Empfindung des erreichten Zieles. Ich fühlte keine neue Kraft in meiner Brust aufquellen, fühlte mich um kein Haar breit höher. „Still auf gerettetem Brack . . .“ und so weiter. So tragisch war es nicht, aber doch ähnlich. Einen Trost nur, eine Befriedigung bracht' ich mit nach Hause, in der Kunst, das Leben zu ertragen, hatt' ich — so glaubte ich wenigstens — Fortschritte gemacht.

Für solche, die mir darin ähnlich sind, ist mein Buch geschrieben: für Abendwandler und Heim-suchende. Für die, die aus Italien eine große Schwermut zurückbringen, aber auch einen großen Frieden. Ganz freie sieghafte Menschen, in deren Händen sich der Thonklumpen unversehens zum Götterbild gestaltet, werden darüber lächeln können; die Jugend wird es nicht verstehen.

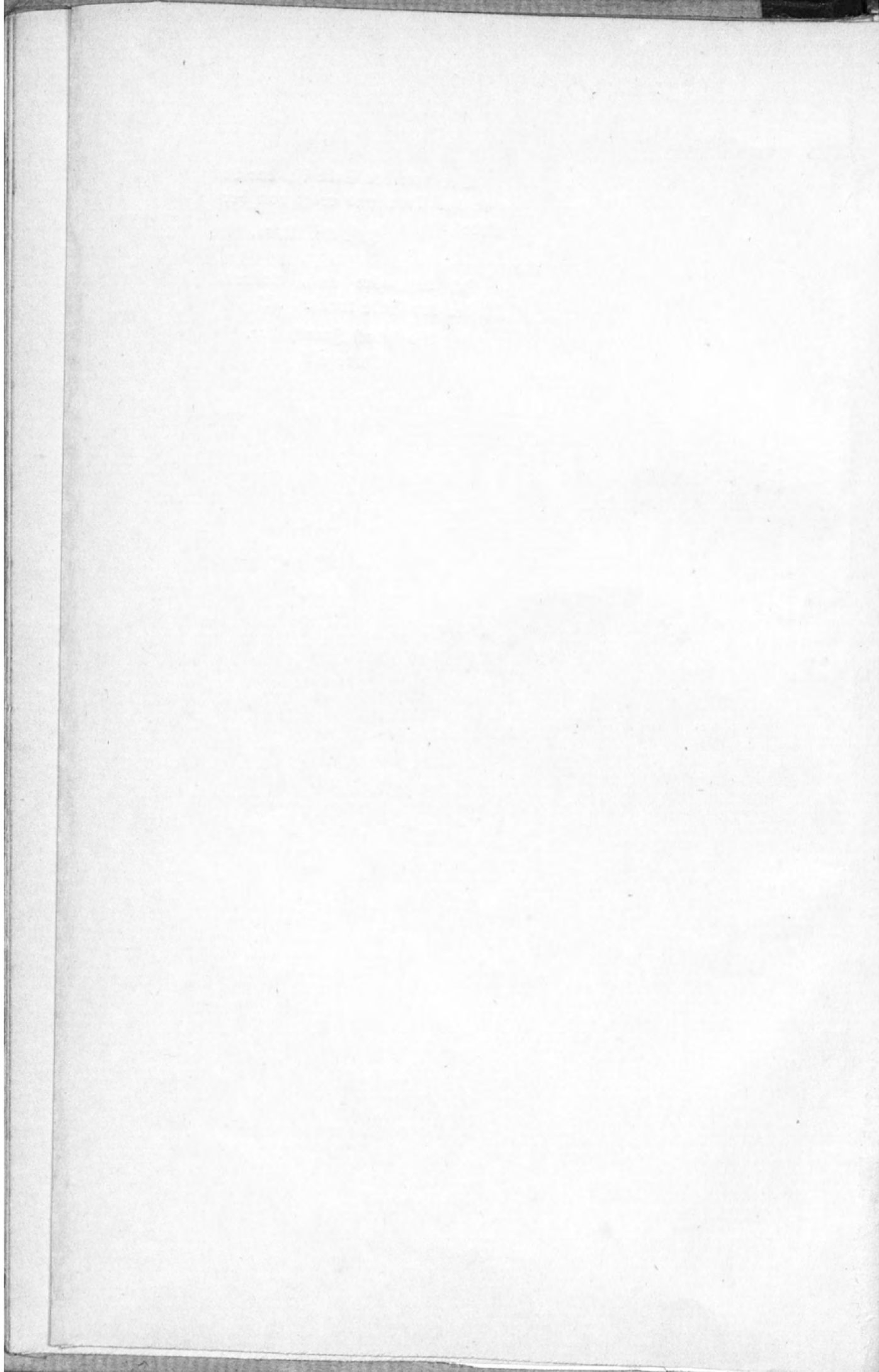
Buchberg am Schneeberg in Niederösterreich,
in den letzten Tagen 1897.

Wer von der Erde ist, der ist
von der Erde und redet von der
Erde!

Joh. Ev. III, 31.

Ich beschwöre euch, Brüder,
bleibet der Erde treu . . . !

Also sprach Zarathustra,
Vorrede 3.



Inhalt.

	Seite
Rimini und Ancona	1
Schnee in Italien.	
Das Grabmal der Isotta.	
Sigismondo Malatesta.	
Auf der Via Emilia.	
Ein Tizianbild in Ancona.	
Auf dem Domberg.	
Zwei Sonnenblicke.	
Rom	12
„Mir schweiget noch alles so still.“	
Weg zur Peterskirche.	
Der Corso Viktorio Emanuele.	
Goethe in Rom.	
Das Forum.	
Predigt in St. Peter.	
S. Giovanni im Lateran.	
Die Krönungsmesse.	
Die Schlacht von Abuah.	
Sicilien	37
Auf dem Wege. Vietri.	
Vor dem Grabmal Gregor VII.	
Pästum.	
Plauderstündchen in Capri.	
Zarathustras Mahnung.	
Idylle von Taormina.	

Catania und Empedokles.	
Die Quelle Arethusa.	
Über Epipolae.	
Am Anopus.	
Die Tempel von Akragas.	
Familienhaus in Girgenti.	
Die Kaisergräber in Palermo.	
Selinus.	
Paß über Sicilien.	
Montecassino	70
San Germano.	
Die Fußwaschung.	
Klostermahl.	
Zum zweitenmal in Rom	73
Feier der Gründung Roms.	
Der Berg des Jubels.	
Das neue Viertel auf den Prati del Castello.	
Bei der Aqua Acetosa. Die Pseudoübermenschen.	
Grabmal Alexander VI.	
Künstlergesellschaft bei den Colonne.	
Ansichten der Peterskirche.	
Moderne Inschrift.	
Dichtungen von der Piazza Barberini.	
Meine Straße.	
Ein Grab in der Laterankirche.	
Eine Tacitus-Stelle.	
Vortrag über Zola's Rom.	
Gregorovius.	
Benustempel und Sanitätswagen.	
Das Mausoleum des Augustus.	
Godocus Pfingsthorn.	
Noch einmal Gregorovius.	
Villa d'Este im Regen.	

Morse in Rom.	
Römische Mädchen.	
Auf dem Aventin.	
Santa Prisca.	
Der Zarathustrajünger in Rom.	
Noch einmal römische Mädchen.	
Neapel, Pompeji, Capri	104
Vom Wetter.	
Lazzaroni, Geistliche.	
Aus der „Odyssee“.	
Im Aquarium.	
Vom Essen.	
Die Thorbank in Pompeji.	
Junge Maler.	
Neapolitanisches Straßenbild.	
„Nicht in Rom, in Magna Graecia“ . . .	
Motivenwahl bei Künstlern.	
Zum drittenmal in Rom	110
Apostelfest in St. Peter.	
Am Titusbogen.	
Im Thermenmuseum.	
Abschied vom Vatican.	
Bücher auf den Heiligenbildern.	
Abeläide Ristori.	
Subiaco	122
Zum viertenmal in Rom	127
Assisi und Siena	129
Hotel Sobasio.	
Bonaventuras Leben des h. Franziskus.	
Der Zarathustrajünger in der Krypta v. S. Franzesko.	
Pension Chiusarelli, Ansicht von Siena.	
Die heilige Katharina.	
Idylle in der Dominikanerkirche.	

	Seite
Heimkehr	139
Noch einmal in Ancona.	
Noch einmal das Tizianbild.	
Ein neuer Roman.	
Fest.	
An Bord des Villam.	
Epilog	142
Mein Weg nach Italien.	





Rimini und Ancona.

Rimini, 24. Februar. Ich wache spät auf, der Lärm der Sonntagsnacht hat mich lang nicht einschlafen lassen. Einen Augenblick muß ich mich besinnen, wo ich bin. In Italien, wieder einmal in Italien? Warum will mich der Gedanke nicht so recht froh machen? Ich freute mich doch so darauf. Und nun dasselbe graue hoffnungsarme Erwachen wie daheim an einem Werkeltag. Ich strecke die Arme aus der Decke heraus: es ist, als ob sie in eiskaltes Wasser griffen; ich athme auf, und der Athem hebt sich vom Bett wie eine trübe Wolke. Was ist das für ein grelles Weiß, daß da durch die Fenster herein in die kahle Stube glänzt? Nein, wirklich, es ist Schnee! Ich springe auf, trete ans Fenster: das Dach mir gegenüber voll Schnee, unten in der engen Straße alles voll Schnee, durch die graue Luft wirbelt er in dichten Flocken.

Unten in dem öden Speisezimmer, an dem
Eugen Guglia, Noch eine Reise nach Italien. 1

flackernden Feuer, das nicht wärmt, such' ich mich auf den Ort, auf seine Geschichte, diese uralte, inhaltsvolle Geschichte, zu besinnen. Aber es geht nicht, mein Auge fällt auf ein buntes Plakat mir gegenüber an der Wand: Krupp in Berndorf, Nickelwaaren, Kochgeschirr. Und die Gedanken gehen in die Heimat zurück, in das grüne Triesingthal, zu einem gewissen schmalen Weg, der über Hügel führt, an dürren Fichten vorbei, den Blick auf die sonnbeschienene Ebene, nach Böslau, nach Baden hinüber. Es ist Juli, in der Mittags- hitze, die Sommergeister weben ihr schweres Gespinnst. . . .

Der Kaffee ist schlecht. Zum Glück hab' ich noch österreichische Cigaretten. Aber es ist so fürchterlich kalt. Auf, hinaus, hinunter in den Schnee! . . . Vermummte Gestalten huschen an mir vorbei, in abgetragenen Mänteln, die Kapuzen übers Gesicht gezogen. Der Schnee liegt zollhoch. Es ist so still überall.

In San Francesco. Das also ist die berühmte Kirche, dieses Symbolum der italienischen Renaissance? Der „freche Heide“ Sigismund Malatesta, der Herr von Rimini (1417 bis 1479), hat sie seiner Geliebten, der „göttlichen Sotta“, zu Ehren erbauen lassen. Ich weiß noch ganz gut, wann ich zum erstenmale von dieser Kirche, von diesem Malatesta, von dieser Sotta hörte. Es war in einem schönen Garten am Abhang des

niederen Gebirges zwischen dem Wechsel und dem Schneeberg. Ich war ein ganz junger Mensch, hatte kaum die Schule verlassen. Eine junge Frau las vor aus Gregorovius oder Burckhardt. Ich hörte nur mit halbem Ohr, sah dem Spiel ihrer Lippen zu, baute in meinen Gedanken auch einen Tempel, in lustigen Bogen stieg er hoch empor. War dies das Urbild? Die Kirche erschien mir klein und dürftig. Der obere Teil der Fassade ist nicht ausgebaut. Auf dem Hauptgesims der unteren Säulenstellung erheben sich zwei Säulenstümpfe, der eine reicht fast bis zum Kapitäl, der andere ist nur bis zur Hälfte gediehen, dazwischen eine tiefe Nische, deren Grund von verwittertem, ruinenhaftem Mauerwerk mit einer schwarzen leeren Fensterhöhlung gebildet wird. Und in dieser Nische, in allen Winkeln, auf allen Vorsprüngen, zwischen den zierlichen Arabesken des Sockels, feinen Namenszügen und Wappentieren hat sich Schnee eingenistet und Schnee fällt immer noch, als wollte er den ganzen Bau verhüllen und begraben.

Ich sehe mir die Häuser an, die den kleinen Platz umgeben. Sie sind ganz provinzhaf, ganz kleinstädtisch. Ein einziges, der Kirche gegenüber, mit weißen Jalousien, ist etwas größer und scheint bewohnt, wenigstens sind Vorhänge an den Fenstern sichtbar. Menschen sind nirgends zu bemerken. Es ist kein Laden da, kein Schild . . . Jetzt humpeln zwei alte Weiber über den Platz der Kirche zu.

Ich trete ein. Diese Halle, o wie leer, kalt und trüb! Auf dem Boden sind trübe Lacken von dem Schnee, den die Leute mit ihren Schuhen hereingebracht haben. Die Messe ist aus, vorn beim Hochaltar hantiert der Küster mit dem Besen. Dort, in einer Kapelle zur rechten Seite, ist das Grabmal der Isotta. War sie wirklich so schön? Die Büste auf dem Campo Santo zu Pisa, die sie vorstellen soll, giebt davon keinen Begriff: ein hageres, langes Gesicht, wie von einer Märchenprinzessin in Kinderbüchern. Sie ist von den philologischen Dichtern, die Sigismondo an seinem Hof versammelt hatte, viel besungen worden, in lateinischen Versen voll Kunst und Gelehrsamkeit, aber von ihrem Wesen erfahren wir daraus nichts. Und so bleibt nur die Kirche, ihr Name und das Grabmal.

Drüber steht aber in goldenen Lettern: „Tempus loquendi tempus tacendi“: es ist eine Zeit zum Reden, es ist eine Zeit zum Schweigen. Aber die Zeit zu reden, ist so kurz, die des Schweigens so lang, lang. Mich schaudert's. „Geht's nicht auch bei dir schon dem Schweigen zu?“ denke ich.

Draußen, an der rechten Außenwand der Kirche ruhen in Steinjürgen, die in Nischen stehen, mehrere von den Hofhumanisten des Malatesta, es sind „Ehrengräber“. Der dritte Sarkophag enthält die Leiche des griechischen Philologen Gemisthos Plethon, dessen Leiche Sigismondo als die wertvollste Beute von einem Türkenzuge heimgebracht hat — „per

ingentem eruditorum amorem“ — wegen der ungeheuren Liebe zu den Gelehrten, wie es auf der noch gut leserlichen Inschrift heißt. O Sigismondo, Du warst ein so moderner Mensch! Denn der hat dieselben Frevelgelüste, dieselben Hoffahrten und Übermüthe, wie du — nur daß er sie still und heimlich hegt, während du sie kühn in die Welt hinaus lachen ließest — und dabei dieselbe unbegrenzte Hochachtung vor allem Kleinram der Gelehrtenchaft. Papst Pius II., der diesen Fürsten befriegt, gebannt und im Bildnis hat verbrennen lassen, sagt von ihm: „Sigismondo kannte die Historien und besaß eine große Kunde der Philosophie, zu allem, was er ergriff, schien er geboren.“ Er hat unzählige Gräuel und Treubrücke verübt.

Einen Augenblick noch zu seiner Burg, der Arx Sismundea, wo er inmitten seiner Philologen Hof hielt und ihren Disputationen aufmerksam zuhörte. Der Schnee fällt immer dichter — Schneeschaufler sind nirgends zu sehen — spärliche Fußspuren führen über den öden Platz zu dem verschlossenen Thor. Das Gebäude ist in einem elenden Zustand, es dient jetzt militärischen Zwecken, zu so was wie Verpflegungsmagazin oder Gefangenhause oder Militärbäckerei, etwa wie die alten Baracken, die vor dreißig Jahren zwischen der Wipplingerstraße und dem Salzgries in Wien gestanden haben: ein wüstes, fensterloses Mauerdurcheinander. Die Inschrift über dem Thor, daß

es als Decus Arimini — der Stadt Rimini zur Zierde — erbaut worden ist, scheint einem wie ein Hohn. Das Wappen der Malatesta ist noch zu erkennen.

Über den Corso d'Augusto und den Ponte d'Augusto gelange ich in die Vorstadt San Giuliano und von da in wenigen Minuten auf die Via Emilia. Wieder steigen allerlei Schattenbilder aus der Heimat auf; Knaben- und Jünglingsköpfe über eine Landkarte gebeugt, und der Theresianumgarten im Winter Sonnenschein und eine Stelle in dem Roserth'schen Lehrbuch der alten Geschichte: „Die gerade Heerstraße, die Bononia (Bologna) und Placentia (Piacenza), wie die übrigen bedeutenden Städte von Gallia Cispadana, alle vor der Öffnung der Apenninhäler in der Ebene gelegen, untereinander und östlich mit der Seefestung Ariminum verbindet, wurde bereits 186 durch den Censor Aemilius Lepidus als Chaussee ausgebaut, daher Via Aemilia.“ Da liegt sie nun vor mir, in tiefem, tiefem Schnee. Das Auge sieht in der grauen Luft nicht weit, ein paar kahle Bäume, die Mauern der nächsten Tenuta, deren Fenster durch Holzverschläge geschlossen sind. In der Ferne ein Bauernwagen. Es schlägt 11 Uhr bei S. Giuliano, durchnäßt und fröstelnd kehre ich in meinen „goldenen Adler“ zurück.

Ancona. 26. Februar. Strömender Regen, der Schnee hat uns schon bei Pesaro verlassen, wo die Bahn einen Höhenzug überschreitet, der sich

bis an die Küste vorschiebt. Aber dieser eijige Regen ist noch unangenehmer als der Schnee von Rimini. Welch' trübe, stockende Stunden gestern in Loreto! Die Lektüre des „Piacere“ von Gabriele d'Annunzio machte mir die Zeit nicht schneller vergehen. Ein Buch, das mit allen Mängeln des Anfängers und Nachahmers behaftet ist. Dieser Held, in wie vielen französischen Romanen sind wir ihm nicht schon begegnet! Der ein Wüftling zugleich ist und so edel. Der einen so wunderbaren Schneider hat und zugleich Litterat, Gelehrter, Künstler ist. Er trägt Ideen zu drei Büchern in sich herum, er dichtet Sonette, er ist ein ausgezeichneteter Ciseleur wie Cellini. . . .

Heute will ich mir Ancona näher ansehen. Zufällig gerate ich zuerst in die Kirche S. Domenico, wo ein Gemälde von Tizian ist. Hoch in den Wolken schwebt die Jungfrau mit dem Kinde, unten steht ein heiliger Bischof, ein kräftiger Mann, das Antlitz gebräunt, mit tiefdunklem Haar und Bart. In leidenschaftlicher Entzückung vorgebeugt, weist er zwei Mönchen neben ihm die wunderbare Erscheinung. Aber die haben sie schon erblickt, sind schon auf die Knie gesunken, heben schon in seliger Andacht Augen und Hände zu ihr empor. Eine sommerliche Landschaft ringsum, in stiller Ferne der Turm eines Kirchleins. Zwischen den heiligen Männern sproßt eine Pflanze auf, ein hoher Stengel, der sich oben in zwei Zweige spaltet

Um die Füße der Jungfrau schmiegt sich ein Engelschor, eines der seligen Kinder blickt erstaunt herab auf die fremden Bilder der irdischen Welt. Und mir ist beides fern und fremd, diese Engel vom Himmel und diese Heiligen auf der Erde.

Lange stehe ich dann oben an der Brüstung, die den Platz vor dem Dom umgiebt. Da sieht man zu seinen Füßen Stadt, Hafen und Meer. Schweres dunkles Gewölk liegt über den Höhen am Ufer drüben, der Wind wühlt gewaltige Wellen auf, die donnernd an die Felsen am Fuß des Domberges und an den Molo schlagen, der den Triumphbogen des Papstes Clemens XII. trägt. Die Flut im Hafen schimmert grünlich-gelb wie die Schuppen eines riesigen Untiers; draußen, jenseits des Hafens, liegt sie scheinbar unbewegt, eine starre graue Masse. Kein Fahrzeug, kein Segel ist sichtbar; der Sturm ist zu heftig; es regnet immer noch. Ich stehe und horche in das Getöse der Brandung hinab, ob mir daraus vernehmbare Stimmen sprächen. Nein, es bleibt alles außer mir, außer der Seele, ein widriges Chaos, das sie nicht zu gestalten vermag. Ich wende mich ab von dem Spiel der Elemente, den Menschenwerken zu. Da ist die Kirche, uralt, dem heiligen Chriacus geweiht, der Märtyrer und der erste Bischof von Ancona war. Sie ist an der Stelle eines Venustempels, den römische Dichter erwähnen, aufgebaut, zwölf von dessen Säulen stehen heute noch. Neben der

Kirche erhebt sich ein stockhohes verfallenes Gebäude; die Fenster, die auf den Platz heraus gehen, sind alle mit Holzläden fest verrammelt, im Erdgeschoß ist ein offener Bogengang; die niedere Thür, die von da in das Haus hineinführt, ist auch so verschlossen, als sollte sie nie geöffnet werden. Aber da geht sie auf und einige Geistliche treten heraus. Mein Bäderer belehrt mich, dies sei der bischöfliche Palaß, ein Bau des 15. Jahrhunderts, und hier sei Papst Pius II. Piccolomini, derselbe, der von unserem Wien eine so hübsche Schilderung verfaßt hat, 1464 gestorben. Ich erinnere mich: er erwartete hier die Flotte der christlichen Fürsten, die er zum Kreuzzug gegen die Türken aufgerufen hatte. Aber die Flotte kam nicht, und die letzte Hoffnung seines Lebens ward ihm nicht erfüllt. Dort an den Fenstern der linken Seitenfront, die dem Meere zugewendet ist — die Mauer wächst da gleichsam aus dem steilen Felsen des Ufers heraus — saß er wohl gar manche Stunde, gar manchen Tag und blickte mit sehnenen Augen hinaus in die Flut, ob denn die erwarteten Schiffe immer noch nicht erscheinen wollten. Zwei Tage vor seinem Tod kam der venezianische Doge Cristoforo Moro mit zwölf Schiffen, Pius konnte ihn nicht mehr empfangen. „Pius II. auf dem Vorgebirge Anconas, das Gesicht nach dem Orient gewendet, konnte seinen Freunden wie der sterbende Moses erscheinen.“ So Gregorovius. Gewiß war

es etwas Großes, keine dichterische Überspanntheit des Humanistenpapstes. Wenn auch damals noch nicht, aber sie kamen, die Schiffe, welche die Türken aus dem Mittelmeer endlich vertreiben sollten. Ein gut Teil der Entscheidungskämpfe gegen den barbarischen Feind der Christenheit ist ja auf diesem Schauplatz entschieden worden. An der Donau und Theiß die Österreicher, hier Spanien und Venedig, Prinz Eugen, Don Juan d'Autria, der Doge Venier, Francesco Morosini, der Peloponnesier.

Aber was Päpste, was Könige und Feldherren, was Türken, Spanier, Venezianer: die Sonne kommt heraus! Hinweg mit euch, Schatten aus dem Totenreiche, zieh! die Gegenwart leuchtet. Kommt nicht über die Fluten her etwas wie Frühlingsahnung? Die graue Masse da draußen leuchtet in Silbertönen auf. Noch einmal denke ich an die Heiligen des Tizian, an ihre strahlenden Augen. Nein, sie sind mir doch nicht gar so fern, nicht mehr gar so fremd!

Aber es ist nur ein Augenblick, schon herrscht wieder die alte Trübe, der Regen strömt nur noch heftiger herab. In den Lüften kämpft der Nordwind grimmig dem Lenzeswehen entgegen. Und er siegt. Ich hülle mich tiefer in meinen Mantel und eile die steilen Gassen hinab, entmutigt, hoffnungslos, hilflos, den langen, traurigen, kalten Tag so öde vor mir.

Des Abends zuerst allein in dem unwirtlichen Speisesaal. Dann kommt ein junges Pärchen,

vielleicht Hochzeitsreisende, ich sah sie flüchtig schon in Rimini. Sie setzen sich ans andere Ende des Saales. Eine Weile plaudern sie, sie hat eine angenehme Stimme, die zu träumen giebt. Aber bald verstummen sie, langweilen sich. Ein alter dicker Herr kommt zuletzt, ein Italiener, Kaufmann, wie es scheint. Er setzt sich auch an einen besonderen Tisch, ißt, trinkt, raucht, gähnt. Endlich niest er, kräftig, mit Behagen. Und dann noch einmal. Und wieder. Und abermals — fünfmal, sechsmal, siebenmal. Nun ist's aus! Aber nein, es beginnt von neuem. Die junge Frau lächelt, sie fängt wieder an zu sprechen, um ihre Heiterkeit zu verbergen. Aber der gute Herr niest fort, zehnmal, elfmal, zwölfmal — es ist kein Absehen, wann das enden wird. Noch kämpft die Schöne eine Weile mit dem Lachen, dann aber bricht's hervor, voll, glockenhell, ungestüm — es nützt kein Gespräch, kein Taschentuch, sie lacht, lacht ohne Aufhören, lacht zum Ersticken. Und ich, ich kann auch nicht anders, ich muß mitlachen, ich muß. Es ist noch einmal ein Sonnenstrahl an diesem sonnenarmen, traurigen Tage.





Rom.

Rom, 28. Februar. Ein Eckzimmer des dritten Stockes im Albergo Centrale. Ein Fenster geht in eine enge Gasse, das andere auf die Piazza Colonna. Wie ich am Tische sitze und schreibe, habe ich die Marc-Aurel-Säule gerade vor mir. Über den stattlichen Neubau gegenüber geht eben die Sonne unter. Es war ein ganz klarer, kalter Tag, mit warmer Sonne am Mittag, so wie's auch wohl bei uns zuweilen im Februar einen giebt.

Ich schlage die römischen Elegien auf; sie sollen meine erste Lektüre in der Ewigen Stadt sein:

Saget, Steine, mir an, o sprecht ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius regst du dich nicht?
Ja, es ist alles besetzt in diesen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir schweiget noch alles so still."

O wie mir das so aus tiefster Seele heraus gesagt ist! Ja, es schweigt mir noch alles so still. Wie ich vor drei Stunden vom Bahnhof langsam durch die Via Bimimalis, die Via Napoli und Via

Nazionale hereinschlenderte, war mir's, als könnte ich unmöglich in Rom sein. Denn es war alles so nüchtern, so oft dagewesen: neue regelmäßige Zinshäuser, Läden mit einem English spoken here und Ici l'on parle français, das Straßenleben einer deutschen Mittelstadt mit Tramways, Droschken, Wachleuten, Kaffeehäusern, im besten Fall eine schwache Reminiscenz an einen Pariser Boulevard. . . .

Und die Fahrt von Terni her, in der Mittagsfrühlingssonne, behaglich in einem ziemlich leeren Koupee, war so stimmungs- und erwartungsvoll gewesen! Ich mußte so oft an eine andere Fahrt denken, die ich vor neun Jahren gemacht habe, von Basel nach Paris. Das waren unvergeßliche Stunden gewesen, voll von wunderlichen Bildern, von phantastischen Vorahnungen des Kommenden. Eine Fülle von seltsamen, blutigen, großartigen Geschichten aus vergangenen Tagen zog — ins Groteske verzerrt — vor der traumbefangenen Seele vorbei, dazwischen — eine bunte Reihe! — Szenen aus Daudet und Zola, Figuren aus dem „Journal Amusant“ und der „Vie Parisienne“. Und diesmal ging es ja auch wieder einem Mittel- und Ausgangspunkt ungeheurer Geschehnisse zu, einer Weltwerkstätte. So gut wie an jenes Paris ist jeder Mensch der Gegenwart mit einem leisen Band — oft ohne sich's selber bewußt zu sein — auch an diese Stätte gebunden. Nähert er sich ihr,

so fühlt er es in der Seele schwingen und klingen wie Holzharnen. Aber auch das moderne Rom erregte meine Erwartung. Die meisten Romane des Gabriele d'Annunzio spielen ja auf diesem Schauplatz: der Triumph des Todes, Giovanni Episcopo, *Il piacere* meine Reiselektüre von Budapest, Fiume, Rimini, Ancona. Unwillkürlich gestaltet man sich im Lesen Bilder der Lokale, wo das Geschilderte vor sich geht. Und man ist gespannt darauf, diese Bilder mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Der Spanische Platz, die Via Sistina, der Pincio, die Via Montanara: ich hatte dunkel wogende Vorstellungen von dem allen. . . .

Dazu kam diesmal noch etwas anderes. Ich mußte an die Tausende denken, die vor mir diesen Weg gezogen waren, das Herz klopfend vor Sehnsucht, Erwartung, Hoffnung. Die Märchen der Weltgeschichte regen mich nicht mehr so auf wie vor neun Jahren, die Völker- und Fürstenschicksale der Vergangenheit, ach! sie sind mir heute um so viel gleichgiltiger geworden. Aber meine Vorgänger, die interessieren mich. Es sind auch Römerzüge, sie wollten fast alle auch etwas erobern, auch eine Beute heimtragen aus der goldenen Stadt. Auch unter ihnen sind Könige. Unter ihnen ist Goethe. Mit seinem Wesen und Thun darf sich niemand vergleichen, an seinen Erlebnissen jeder die seinigen messen. Er fand alles, was er suchte, hier oder, besser gesagt, er ließ sich von

allem finden, keine Enttäuschung trug er davon, keine Ernüchterung. Er war so stark, daß er Rom ertragen konnte, Rom, so wie es war. Ich ahne wohl, daß wir modernen Menschen das nicht sind, das nicht können. Aber wie finden sie sich mit dieser Welt, die ihnen im Grunde so fremd sein muß, ab? Wie werd' ich mich mit ihr abfinden? . . .

Nun, da ich da bin, da ich schon durch die Straßen dieser Stadt gewandelt bin, ist sie mir ferner, fremder als je: „Mir schweiget noch alles so still.“ . . .

29. Februar. Gestern, abends nach Sonnenuntergang ging ich zu St. Peter. Über die Piazza del Montecitorio, an der Deputiertenkammer vorbei, dann durch enge Gassen — Via del Vicario, Via della Stelletta, Via Portoghese, Via del Orso: jetzt, wußt' ich, muß ich an den Tiber kommen, die Engelsburg sehen. Aber nein, eine ungeheure neue Quaimauer nimmt dem, der hier, an der alten Tor di Nona, aus der Stadt herauskommt, alle Aussicht auf das jenseitige Ufer. Über breite reinliche Treppen steigt man zum Quai empor. Da also ist's — gegenüber, am andern Ufer — zuerst freilich eine lange Reihe moderner Häuser, sie könnten so am Währinger oder Ottakringer Gürtel stehen — dann aber die Engelsburg! Und weiter links die Kuppel von St. Peter! Wie ich auf dem Platz vor dem Dom anlange, zündet der

Laternenmann eben die Lichter an den großen Kandelabern an.

Auf den Abbildungen des Petersplatzes ist immer nur der von der Kirche, dem Vatikan und den Berninischen Arcaden eingeschlossene Raum dargestellt, nicht die Piazza Rusticucci, die mit dem Petersplatz unmittelbar zusammenhängt, eigentlich auch noch Petersplatz ist. Dadurch aber wird der Eindruck gleich ganz anders; es scheint einem so seltsam, daß hier in unmittelbarer Nähe dieses Heiligtums, ein paar hundert Schritte von dem Ort entfernt, wo der Statthalter Christi auf Erden wohnt, ganz gewöhnliche Häuser stehen, mit Restaurants, Cafés, Friseurläden. Dort ist eine Volksschule, daneben eine Feuerwehration. Und Kinder balgen sich um die Riesenfontaine, spielen Verstecken an den Säulen der Arcaden.

Auf die Piazza Rusticucci muß man sich auch stellen, um die Größe des Baues und seine Harmonie zu erkennen. In der Nähe entschwindet die Kuppel und man hat nichts vor sich als die nüchterne Fassade. Das ist ja so oft schon gesagt worden und ich bin auf alles das vorbereitet, habe hier keine Enttäuschung, bald das Gefühl ruhiger Befriedigung.

Der Corso Vittorio Emanuele, durch den ich dann zurückgehe, ist eine ganz neue Straße, durchgebrochen durch ein Gewirre von schmalen winkligen Gassen. Hier und da, in der Nähe des Flusses,

stehen an ihrem Rande noch die alten Häuser, zum Teil ihre Feuermauern gegen die neue breite Straße kehrend. Diese selbst erinnert mich, ich weiß nicht recht warum, an die Ferdinandsstraße in Prag. Solche grundlose Reminiscenzen wird man nie mehr los. Auch hier ist der Verkehr zwar nicht großstädtisch, aber doch lebhaft, auch am Abend. Es ist auch hier wieder der Verkehr einer deutschen Mittelstadt.

Wie ich um 10 Uhr aus dem Restaurant Rosetta beim Pantheon heraustrete, steht mir der Mond gerade gegenüber. Und ich sehe etwas, was ich noch nie gesehen habe, und ohne darauf vorbereitet zu sein: eine Mondesfinsternis. Das dunkle Pantheon da vor mir, ist es nicht auch wie ein Schatten aus einer anderen Welt auf unsere helle Gegenwart? Ein gespenstischer Riesenschatten aus einem anderen Jahrtausend!

Abends noch in den Tagebüchern und Briefen Goethe's geblättert. Das Tagebuch des ersten Aufenthalts in Rom ist überaus dürftig. Er kam den 29. Oktober an und reiste Ende Februar erst ab. Aber nur von den zwei ersten Tagen sind Eintragungen, für die Frau v. Stein bestimmt: „Mein zweites Wort soll an dich gerichtet sein“, schreibt er am Abend nach seiner Ankunft, „nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat. Ich kann nun nichts sagen als: ich bin hier, ich habe nach Tischbeinen

(dem Maler) geschickt.“ Noch in der Nacht setzt er dann hinzu: „Tischbein war bei mir. Ein köstlich guter Mensch. Ich fange nun erst an zu leben und verehere meinen Genius.“ Auch vom folgenden Tag sind nur ein paar Zeilen, wieder „Nachts“, eingezeichnet: „Nur ein Wort nach einem sehr reichen Tage! Ich habe die wichtigsten Ruinen des alten Roms heute Früh, heute Abends die Peterskirche gesehen und bin nun initiiert. Ich bin nun zu Tischbein gezogen und habe nun auch Ruhe von allem Wirtshaus- und Reiseleben. Lebe wohl!“

So wie der gestrige Tag mit Reminiscenzen an Goethe endigte, so fing der heutige damit an. Ich ging den Corso gegen die Piazza del Popolo hinauf und fand bald das Haus, wo Goethe gewohnt hat. Die Gedächtnistafel, die der römische Gemeinderat hier hat anbringen lassen, muß jeden Deutschen erfreuen; die Inschrift ist von edler großartiger Einfachheit: „Goethe wohnte hier, ersann und schrieb hier unsterbliche Werke.“ Ob das Haus sich in den 110 Jahren verändert hat oder nicht, weiß ich nicht, aber gegenüber erhebt sich heute wie damals der Palazzo Rondanini.

Auf dem Pincio die herrlichste Frühlingssonne. Deutsche und englische Kinder, entsetzlich elegant, spielen unter Aufsicht ihrer Gouvernanten. Ich gehe den schönen Weg gegen Trinita del Monte, rechts sind eine Menge kleiner Gemüsegärten, auf

dem Abhang des Berges angelegt, über diese hinweg sieht man die Höfe und Hinterhäuser der Via Margutta. Die berühmte Aussicht — auf einen großen Teil der Stadt mit St. Peter und der Engelsburg — bestaune ich pflichtgemäß, ergreifen kann sie mich nicht, sie ist mir zu heroisch=pathetisch. Ich kann mir auch nicht denken, daß sie auf einen modernen bildenden Künstler stark innerlich wirken kann. Eher diese Gemüsegärtchen und Hinterhöfe. Nachmittags auf dem Forum. Ich bin ja auch hier kein Unvorbereiteter. Dennoch ist's mir ein Chaos. Auf der Treppe, die rechts vom Senatorenpalast hinabführt, bleib' ich stehen wie von einer Vision gebannt. Es ist, als wären da Riesengräber aufgesprengt worden und die weißen Borweltgebeine lägen nun zu Tage. Verstreute einzelne Säulen, aus denen ich mir keine Tempel aufzubauen vermag. Zwei Triumphbogen, aber der eine wie in einen Winkel gestellt, es führt keine Straße durch ihn, nie mehr wird ein Sieger durch ihn ziehen können. Eine Menge von Steinen, Leichensteinen gleich, hier symmetrisch aneinandergereiht, so daß sie den Grundriß eines Gebäudes bezeichnen, dort in scheinbar zufälligem Durcheinander. Und das Ganze nicht auf einem Platz, wie sonst Plätze in Städten sind, sondern in einer langen, tiefen steinbruchartigen Grube. Sie ist 700 m lang, 150 m breit, ein Raum so lang wie die Ringstraße in Wien vom Schottenthor bis zur Bellaria und

dreimal so breit. Und an den Rändern überall die merkwürdigsten Bildungen, man weiß nicht immer gleich: ist das Natur? Oder haben's die Menschen geschaffen? Und wann? Heute? vor hundert Jahren, vor tausend? Ein niedriger Hügel rechts, keine 50 m hoch, von Cypressen, Pinien, dunklem Gebüsch bekrönt: aber die Flanke des Hügel's ist offen, man hat ihn aufgebrochen, ausgeweidet — tief in sein Inneres blickt man hinein, in Höhlen, Gewölbe, Gänge. An seinen Abhang lehnt sich eine Kirche mit trivialer Barock-façade. Und auf der anderen Seite des Grabens, da sind ein, zwei, drei, vier Kirchen: barock die eine, mittelalterlich die andern, häßlich alle. Die größte von ihnen ist das seltsamste Zwittergeschöpf: Hier ist die christliche Kirche, die Barockkirche in einen Heidentempel hineingebaut, noch steht die Säulenordnung des Peristils, noch trägt der Architrav die heidnische Widmung. Zwischen den Kirchen eine lange Reihe ärmlicher Häuser, ein, zwei Stock hoch, auf den Fenstern überall ärmliche Wäsche zum Trocknen ausgebreitet und aufgehängt. Zuletzt ungeheure Mauerblöcke und der Rest eines Cyclophen-Kuppelbaues, es ist, als wenn man da eine zweite Peterskirche hätte in die Luft sprengen wollen und einzelne Gewölbe wären stehen geblieben, ein Teil liegt auf dem Boden, es sind wie aus dem Hochgebirg abgestürzte Felsen. Und im Hintergrund ein Bau, der einem von der Ferne

selbst wie ein Gebirge erscheint, ein riesiger Rundbau, das Kolosseum. Aber auch vor diesem eine Barockkirche und daneben ein mittelalterlicher Turm und dahinter Tempelreste und, vom Kapitol aus gesehen, das Ganze mit dem Kolosseum verwachsen zu einem wüsten Stein- und Ziegelungetüm!

In der Tiefe des Platzes wandeln einzeln und in ganzen Scharen Fremde mit roten Büchern in der Hand; hie und da ein uniformierter Aufseher wie in unseren Museen. An den Rändern aber, wo gepflasterte Straßen hinführen, bewegt sich das städtische Leben eines Sonntagsnachmittags, aber das Leben einer entfernten Vorstadt; wieder muß ich an das Wienerische Hernals, Ottakring, Währing denken, wie sie vor zwanzig Jahren waren. Auf einem breiten Steindamm durchquert die Pferdebahn das Forum, die Wagen sind gedrängt voll von Arbeitern, Handwerkern, kleinen Beamten in ihren Sonntagsanzügen, alle in den dunklen, trüben mitteleuropäischen Farben; sie fahren hinaus an die Thore, vor die Thore, um sich dort in kleinen ländlichen Wirtshäusern zu vergnügen.

Ein grauer Märzhimmel überwölbt das seltsamste aller Bilder, die mein Auge je gesehen. . . .

Ich folge einem Trupp von Spaziergängern — eine ganze Familie, auch ein Säugling ist dabei — auf den Hügel hinauf, zur rechten Hand, es ist der Palatin. Vor dem Aufgang ist ein Gitter gezogen, ein Tourniquet angebracht, in der

Regel muß man eine Lire Entree bezahlen. Aber heute, Sonntags, ist der Eintritt frei, darum gehen auch Römer hinauf. Sowie bei uns der Kleinbürger am Sonntag nach Schönbrunn geht oder in die Museen. Da ist die Höhle, wo die Wölfin Romulus und Remus säugte, hier stand der riminalische Feigenbaum, hier sind Reste der ältesten Stadtmauer. Oben sind die Ruinen der Kaiserpaläste. Es ist ein Raum, den man etwa in einer halben Stunde umschreitet. Und da erheben sich nacheinander, nebeneinander die Paläste des Augustus, des Tiberius, des Caligula, des Domitian, des Septimius Severus. Hier ist der Schauplatz der Orgien, die Sueton und Lampridius schildern. Und über ihn hin, über die Trümmer einer orientalischen Märchenpracht schreiten nun Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit Weib und Kind zum Feiertagsvergnügen, sprechen von den Sorgen ihres Alltags, vom Wetter, vom Abendessen — dazwischen fällt hie und da ein Wort der Erinnerung an die großen Herrscher, Übelthäter, Wahnsinnigen ihrer Vorzeit. Mit einer gewissen familiären Vertraulichkeit sprechen sie ihre Namen aus. Etwa wie man bei uns sagt: Kaiser Josef, Kaiser Franz. So weit geht ja nur historische Erinnerung in unserem Volk.

Abends meinen Goethe weiter gelesen. Wie einen der doch durch alle äußeren und inneren Handlungen des Lebens begleitet, immer derselbe

und doch immer neu! Es ist, als ob er sich mit uns verwandelte, mit uns immer älter würde und doch zugleich uns unsere Jugend erhielt. Und jede Erfahrung, die wir machen, ist zugleich ein Fortschritt im Verstehen seines Lebens und Dichtens.

Die dunkle Empfindung, die ich auf dem Forum hatte, finde ich da gleich auf den ersten Seiten, die ich lese, deutlich ausgesprochen: „Das Seltsamste und Schwerste in der Betrachtung ist, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue aufs alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten selbst aufeinander. Man müßte Jahre hier bleiben, um den Begriff recht lebendig zu haben, ich fühle nur die verborgenen und halb sichtbaren Punkte.“ Und weiter in einem Brief an Knebel: „Doch ist's Anstrengung statt Genußes und Trauer statt Freude.“

Sonntag den 1. März. Um 10 Uhr in S. Peter. In der Kapella del Coro Hochamt mit Predigt. Der Geistliche sprach über die Stellung des Papsttums in der Kirche, über dessen Entstehung, die Berufung des heiligen Petrus zum Hirtenamt. Ich versprach mir nicht viel, der Prediger war ein dicker gemächlicher Herr, hatte gar nichts spezifisch Römisches oder Italienisches an sich, es hätte ebenso gut ein Pfarrer in einer Wiener Vorstadt oder in einem österreichischen Dorfe sein können — nicht anders sah er aus. Bald aber merkte ich, daß doch südliches Blut in

ihm war. Er verglich die bescheidene Stellung des Fischers Simon mit der erhabenen Mission eines Vertreters Gottes auf Erden. „Ma come?!“ rief er aus, „questo poverino, questo piccolo pescatore di Galilea“ — und er machte sich ganz klein, steckte den Kopf zwischen die Schultern und faltete die Hände — „questo piccolo, piccolo Pietro è divenuto il governatore della chiesa di Cristo, il governatore del mondo?“ („Dieser arme Teufel, dieser unbedeutende Fischersmann von Galiläa, dieser kleine, kleine Petrus — wie? Der ist der Statthalter der Kirche Christi, ist Regierer der Welt geworden?!“) Bei den letzten Worten richtete er sich wieder voll auf, ließ die Stimme mächtig anschwellen, hob die Arme, um die Höhe zu bezeichnen, auf welcher der Nachfolger des heiligen Petrus steht.

2. März. Nachmittags mit der Pferdebahn zu S. Giovanni im Lateran gefahren. Man fährt über das Trajansforum und die Via Alessandrina, ein Viertel von kleinbürgerlichem Anstrich, zwischen den Häusern hier und da antike Bogen von gewaltigen Dimensionen. Später geht's durch lauter neue Straßen mit großen Zinskafernen, wo aber, wie es scheint, meist ärmere Leute wohnen, es ist etwa so, wie in den neuen Straßen der Brigittenau. Bei der Kirche hört die Stadt auf. Aber ihr gegenüber, wo die Pferdebahn endigt, steht noch so ein neues, gelb angestrichenes Häusergeviert mit

kleinen Schänken und Fragnerläden. Dann das Thor, rechts und links die riesige alte Mauer, draußen noch eine Zeile von dürftigen Häusern, Gemüsegärten, Kechrichthäufen, endlich das weite Feld, im Hintergrunde das Gebirge, an das sich die ältesten Erinnerungen der römischen Geschichte knüpfen. Die Kirche ganz barock, prächtig, kalt, nüchtern. Ist dies die Mutterkirche der Christenheit — *omnium urbis et orbis ecclesiarum Mater et caput*? Hier berührt einen kein Hauch von Atertum.

Rom, Dienstag den 3. März. Um 9 Uhr in den Vatikan, anderthalb Stunden vor der festgesetzten Zeit. Aber schon fahren eine Menge Wagen vor. In der großen Sala Regia ist schon alles besetzt. Ich gehöre zu den Glücklichen, die eine Eintrittskarte für die Sixtinische Kapelle erhalten haben, wo die zum Gedächtnis der Krönung des Papstes alljährlich stattfindende Messe gefeiert wird. Die Leute in der Sala Regia sehen den Papst nur einen Moment, wenn er hindurchgetragen wird, während der Messe nicht. Am Eingang in die Kapelle ist ein arges Gedränge. Ein Herr in spanischer Tracht, den Degen an der Seite, bedeutet die Eintretenden. Die Damen — alle in Schwarz, ein schwarzes Spitzentuch auf dem Kopf — müssen rechts und links einige Treppen hinauf auf eine Tribüne, die Herren — im Frack, aber mitunter in grauen Beinkleidern und nicht besonders rein-

lichen Hemden — unter die Tribüne. Da ist es eng und dunkel, eine Art Pferch; hebt man die Hand, so berührt man die Decke. Ich stehe ganz rückwärts, die guten Plätze sind alle besetzt. Es ist keine tröstliche Aussicht, da drei Stunden zu bringen zu müssen. Eines tröstet mich indes: ich sehe von meinem Platz doch den Hochaltar und darüber ein kleines, ganz kleines Stück des „Jüngsten Gerichtes“, gerade nur den einen wie frierend zusammengekauerten armen Sünder auf der rechten Seite.

Die Zeit vergeht indes nicht gar so langsam. Zuerst, etwa eine halbe Stunde noch, ist eine fortwährende Bewegung; es kommen immer noch Leute, man muß sich vorsehen, um seinen Platz zu behaupten. Dann wird das Thor der Kapelle geschlossen. Nun — das Auge hat sich inzwischen an das Dämmerlicht gewöhnt — sehe ich mir meine Nachbarn an. Da sind französische Geistliche, englische Geistliche, zwei Norddeutsche, jung, sehr jung, den ersten Flaum an den Lippen, elegant, höchst elegant. Sie unterhalten sich leise, bescheiden. Ich staune, bis jetzt habe ich Norddeutsche in der Fremde immer nur unangenehm laut gefunden, es giebt also dort auch andere! Und gar so junge! Sie sprechen von einer Gesellschaft, in der sie gestern waren, beim Fürsten Torlonia oder so jemanden. Allerlei andere Namen der römischen Aristokratie schwirren durch ihr Gespräch. Sie

urteilen über diesen und jenen, ruhig, ohne Anmaßung. Sie sprechen von gewissen geschlechtlichen Verirrungen, die in Italien nicht selten sind, ernst, ohne Frivolität. „Es ist ja unstreitig eine Verirrung,“ sagte der eine, „aber daß, wie bei uns, die Staatsgewalt sich einmengt, ist vielleicht noch eine größere.“ Einer der Geistlichen wendet sich mit einer Frage an den jungen Mann, er giebt höflich Auskunft, aber doch in einem Ton, der ein weiteres Gespräch ausschließt. Je länger ich die Beiden sehe, oder vielmehr höre — denn sie stehen vor mir — desto sympathischer sind sie mir. Und ich denke, wie seltsam das ist, daß man eine Stunde lang Menschen so nahe sein kann, und etwas von ihrem Wesen in sich aufnimmt, das man dann jahrelang in sich herumträgt, vielleicht immer, bis ans Ende vielleicht. Sie aber verschwinden einem nach der einen Stunde in die Ewigkeit, ohne daß sie von unserer Existenz etwas wissen. Es ist wie mit den Leuten, die vor unseren Fenstern auf der Straße vorübergehen. Oder wie mit den Personen auf den beweglichen Photographien — man möchte zweifeln, ob es wirkliche Menschen sind, oder nur Schatten, nur Traumgebilde. . . .

Über solchen Gedanken geht die Zeit hin. Aber es dauert doch gar zu lang. Zuletzt spricht niemand mehr, alles ist müde, einige werden, durch die Hitze in dem kleinen, niederen, mit Menschen vollgepfropften Raum unwohl, es kostet große

Mühe, sie durch das Gedränge hindurch aus der Kapelle zu schaffen. Dann geht jedesmal eine Bewegung, ein Gemurmel durch die Menge, aber gleich ist es wieder ganz still. Ich sehe mir wieder meinen heulenden Sünder an. Jetzt werd' ich erst den Teufel gewahr, der dessen Beine umklammert hat, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Ja, jetzt ist jede Hoffnung vorbei, das Gräuliche, Gefürchtete, aber nie recht Geglaubte, das Schreckgespenst febrischer Nächte, jetzt berührt es ihn, reißt ihn mit sich fort. Und da, unter dem Felsen, rollen die Dämpfe des Abgrunds, rauschen die Wasser der Tiefe. Es ist also doch, doch! Der Körper zieht sich convulsivisch zusammen, er will nicht folgen — die Seele strebt noch einmal aufwärts, aus der grauenvollen Ewigkeit hinauf in die Zeit.

Es ist vielleicht der furchtbarste Gedanke, den Menschen je gedacht haben: daß, was in der Zeit gesündigt ward, dort eine Ewigkeit zu büßen ist. Daß die winzigen irdischen Dinge sich im Jenseits ins Unendliche projizieren, solche Riesenschatten werfen drüben. Und doch, Schopenhauer hat recht, ich kann mich nicht damit trösten, daß das düstere Phantasien sind. Denn unser Böses stammt ja auch von jenseits der Geburt, und so fällt auch die Buße übers Grab hinaus. Und wenn wir auch nur immer wiederkehren müßten, in dieser Gestalt oder in einer anderen — wär's nicht auch eine

Hölle? Immer wieder durch dieselbe Pforte eingehen, dieselben Gassen, über denselben dunklen Fluß — bei diesen Gedanken erschauert selbst Zarathustra, der Übermensch.

Wär's aber auch nicht eine Ewigkeit — die können wir ja nicht denken — wär's nur ein Jahr, ein Tag, eine Stunde, ein Fegefeuer — in solchem Grauen zugebracht wie der Verdammte hier und die anderen alle in der schmutzigen Tiefe, die mein Auge nun allmählich unterscheiden lernt: auch das ist so fürchterlich. Es ist ein alter Aberglaube von mir, über den ich mich schon als Gymnasiast mit einem Freund vor dem Burgtheatereinlaß unterhalten habe, daß keine Kreatur ohne ungeheure Schmerzen durch die Zeit wandeln kann. Ganz konkrete physische Schmerzen meine ich. Warum soll der in einem erzenen glühenden Stier geröstet worden sein und jener von vier Pferden zerrissen — unschuldig vielleicht!? Warum gerade diese? Nein, du hast das alles auch einmal gefühlt, und in schwülen Nächten packt dich die Grauerinnerung. Oder du wirst es noch fühlen und ahnst es voraus, und Zukunftschauer schütteln dich.

Der mittlere Raum der Kapelle, der für die Diplomaten und Würdenträger bestimmt ist, füllt sich allmählich. Meine Nachbarn haben große Personalkennntnis und ich profitiere davon. Jetzt kommt der preussische Gesandte v. Bülow. Und jetzt der Großmeister des Malteser-Ordens, Geschi a Santa Croce

mit mehreren Rittern des Ordens. Dort der spanische Gesandte, der französische. Nun erscheint Graf Revertera und die Herren von unserer Botschaft. Ganz junge Stutzer kommen, die dann während der Messe verstohlen gähnen.

Auch die Tribüne rechts, die für die Sänger bestimmt ist, füllt sich. Aber kein Stimmen von Instrumenten, kein Präludium auf der Orgel.

Die hohe Flügelthür, die inzwischen wieder geöffnet worden war, wird nun abermals geschlossen. Aber es dauert nicht lang und sie wird wieder geöffnet. Es ist 11 Uhr und ich merke, daß sich aller eine gewisse Aufregung bemächtigt, alle Augen wenden sich der Thüre zu. Da — was ist das? In weiter Ferne ein dumpfes Grollen wie eine Brandung, die an Felsen schlägt. Jetzt erkenn ich's: es sind Menschenstimmen, wild aufgeregte Menschenstimmen. Was ist denn geschehen? In den schweigsamen Hallen des Vatikans ein Tumult, eine Revolte? Oder ein Unglück? Aber nein, es ist ein Jauchzen, ein Triumphgeschrei! Und jetzt weiß ich's: der Papst hat seine Gemächer verlassen, durchschreitet den Korridor, die Sala Ducale, wo alles voll Menschen ist. Und sie begrüßen ihn, jubeln ihm zu. Jetzt wälzt sich's näher und näher, es schwillt zum Donner an: er ist in die Sala Regia getreten, besteigt die Sedia Gestatoria, erteilt den Segen. „Evviva il papa!“ vernimmt man nun. „Evviva il Santo padre, evviva il papa

rè!“ Und ein stürmisches, nicht endenwollendes Händeklatschen, dessen Lärm mit dem wilden Rufen kämpft. Nein, so etwas habe ich nie gehört: es ist ein Brausen in den Lüften, die Wände erdröhnen.

Das Gefolge hat inzwischen die Kapelle betreten. Ich sehe nur die Häupter von wenigen Personen. Aber das thut nichts. Ihn, auf der hohen Sedia, werde ich vortrefflich sehen. Jetzt schimmert hie und da zwischen den Köpfen meiner Vordermänner der Scharlach der Kardinalkämpchen. Ein Schauer erfaßt mich; aus dem Boden, auf dem ich stehe, wachsen unsichtbare Geister empor, die in meine Seele greifen. Er, der Nachfolger Petri, der Nachfolger der Gregore und Alexander und Innocenze, er kommt. Er, vor dessen Thron Kaiser und Könige knieeten. Er, der die Macht hat zu binden und zu lösen, der Menschen selig sprechen und unter die Heiligen des Himmels erheben kann, der Richter ist über Tote und Lebendige. Er, der einzige, dessen Wort auch heute noch überall auf der Erde Horchende und Gehorchende findet. Er, den zu sehen auch heute noch Millionen als ein ungeheures Glück betrachten. Er . . . Das Brausen verstummt, der Jubel verhallt, tiefe Stille draußen und drinnen. Er ist in der Kapelle. Auf dem hohen Stuhl sitzt er in weiße Gewänder verhüllt, fast ver mummt, das Antlitz wachsbleich, regungslos, in hieratischer Starrheit, fast wie ein

Toter. Hinter ihm Pfauenwedel, von mir unsichtbaren Dienern bewegt, ihm Kühlung zuzufächeln. Jetzt ist er ganz nah, man sieht das Leuchten seiner klugen Augen. Und nun hebt er die Hand zum Segen. Wir sinken auf die Knie, die Priester neben mir schlagen inbrünstig das Kreuz; von der Gallerie herab, wo die Frauen sitzen, tönt es wie verhaltenes Schluchzen. Langsam tragen die Träger den hohen schweren Stuhl durch die Reihen der Knienden. Einzelne, die Protestanten, knieen nicht, beugen nur tief Nacken und Haupt. Er rückt mit den schmalen langen Händen an der schweren dreifachen Krone, die Stirn schmerzt ihn wohl. Dann segnet er wieder. Seltsamer Gesang tönt von der Höhe: einsam, ohne Orgel-, ohne Saitenklang, schwebt er nieder.

Der Zug hat den Hochaltar erreicht. Der Papst verläßt seinen Sitz; sie nehmen ihm die Tiara vom Haupt und bedecken es mit einer leichten weißen Mitra. Dann führen sie ihn die Stufen links hinauf zum Thron. Neben ihm stellt sich sein Kämmerer auf, ein ernster Mann in mittleren Jahren, ganz in Schwarz. Auf einem niederen Tabouret zu Füßen des Thrones nimmt ein Cardinal Platz, ein breites, kahles Haupt, ein breites, erzenes Imperatorengesicht; die Hände birgt er in den Falten des Talars vor der Brust. Zwischen ihm und dem Papst steht ein junger Geistlicher im Chorrock, er reicht dem Heiligen Vater

ein Gebetbuch und nimmt es ihm wieder ab, er unterstützt ihn beim Aufstehen und Niedersetzen. Dann noch ein dicker Geistlicher. Rechts vom Throne wogt es in Scharlach und schneeigem Weiß. Da sitzt im Viertelkreis das Heilige Kollegium, die Häupter meist auf die Breviere geneigt. Ihre Gesichter kann ich nicht sehen.

Ich weiß nicht, ob jemals eine dichterische Feder ein katholisches Hochamt eingehend geschildert hat. Guysmans vielleicht; jedenfalls wäre es ein dankbarer Vorwurf. Aus den Wechselreden von Priester und Ministranten, Priester und Chor spricht ein dramatisches Leben, und der Nachhall uralter Weisheit des Orients und Occidents tönt aus ihnen. Lobgesänge wechseln mit tief sinnigen Betrachtungen des Unbegreiflichen, Unausprechlichen, Dreieinigen. Der Höhepunkt ein mystischer Akt, wo alle Rede verstummt und die Augen vom Boden nicht aufzuschauen wagen.

„Introibo ad altare Dei — Ich schreite zum Altar des Herrn.“ — „Ad Deum qui laetificat juventutem meam — Zu dem Herrn, der meine Jugend fröhlich macht.“ Die uralte Antiphone ertönt. Ich denke an die Zeit, wo ich damit als Ministrantenknabe in der Pfarrkirche zu Baden dem Priester antwortete, ohne zu wissen, was die lateinischen Worte bedeuten: „Ad Deum qui laetificat juventutem meam — Zu dem Herrn, der meine Jugend fröhlich macht.“

Es ist überall dasselbe, in der letzten Dorfkirche Eugen Guglia, Noch eine Reise nach Stalien. 3

der österreichischen Alpen und der ungarischen Puszta, in der Blochhauskapelle des amerikanischen Urwalds, in den Missions-Stationen bei den Südsee-Inselanern und hier, in dem Raum, den ein Michel Angelo geschmückt hat, an dem Altar, wo der Statthalter Gottes auf Erden celebriert. Einzelheiten nur sind verschieden, der Gang der Messe, die Hauptmomente, die Hauptworte dieselben.

Der Papst, auf seinem Thron, ist in Andacht versunken. Er hat keinen Blick für seine Umgebung, für die Propheten und Sibyllen da oben, für die Verdammten und Seligen an seiner Seite — nur den Altar sieht er, dorthin strebt sein Auge und seine Seele. Man möchte sagen, er lebt die Messe innerlich mit; der Opfertod Christi erschüttert ihn, als stünd' er auf Golgatha in jener Stunde, da der Tag sich plötzlich zur Nacht wandelte und der Vorhang im Tempel zerriß von oben bis unten. Und dann erhebt er sich wieder in dem Gedanken an die Erlösung aller Kreatur, die aus diesem Opfertode quillt, und er jubelt innerlich auf.

Jetzt stimmt ein Priester die eintönige Präfation zur Wandlung an: „Vere dignum et justum est, aequum et salutare, nos tibi semper et ubique gratias agere: Domine sancte, Pater omnipotens, aeterne Deus. — Sehr würdig ist's und gerecht, billig und heilsam, daß wir dir, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, Dank sagen immer und überall . . .“ — „Per quem majestatem

tuam laudant Angeli, adorant Dominationes, tremunt potestates, Coeli coelorumque virtutes ac beata Seraphim socia exsultatione concelebrant.

— Dessen Majestät die Engelchöre preisen, die Herrschaften anbeten, vor dem die Mächte erbeben, die Himmel, die Kräfte der Himmel und die Seraphim aufjauchzen in einer Entzückung . . .“

Wo immer ich diese Präfation gehört habe, ist es auch immer derselbe Ton: weniger ein Lobpreisen, als ein Klagen, ein Zittern und Sehnen. Die Weise ist danach und die Stimmen der alten Geistlichen. Die Worte berühren mystisch-wunderbar.

Nun erhebt sich der Heilige Vater und begiebt sich zum Altar. Es ist das erste Mal seit dem Introitus und nur hier erkennt man, daß er selbst celebriert. Denn er vollzieht die Wandlung. Jetzt giebt ihm die innere Ergriffenheit höhere Kraft; seine Bewegungen sind sicher und elastisch, er beugt das Knie — so scheint es — ohne Beschwerde. In dem Moment der Transsubstantiation, da wo bei uns die Glocke der Ministranten ertönt, zücken die Hauptleute der Garde, die vor dem Altar stehen, den Degen und senken ihn dann, indem sie niederknien.

Einmal gehen alle Kardinäle, einer nach dem anderen, an dem Throne des Papstes vorbei, knien vor ihm nieder und küssen ihm die Hand, dann giebt er einigen — nicht allen — den Friedensfuß. Nach dem *Ite missa* erteilt der Papst den Segen:

Benedicat vos omnipotens Deus, Pater et Filius et Spiritus Sanctus. Amen. Seine Stimme ist laut, kräftig, beinah rauh, er segnet mit der traditionellen, weit ausholenden gewaltigen Geberde.

Am Abend, in meinem Zimmer, werd' ich durch einen betäubenden Lärm aus meiner Goethe-Lektüre aufgestört. Ich blicke zum Fenster hinaus auf den Platz; er ist von einer dunkel wogenden Menschenmenge angefüllt, wilde Schreie tönen hie und da auf. Das ist kein Jubel, kein Freuderufen, kein Triumph. Es sind Ausbrüche der Trauer, des Zornes und der Wut. Ich eile hinab und vernehme die Kunde von der Schlacht von Aduah. Die Menge wälzt sich dem nahen Monte Citorio zu. Und ich denke an die Zeiten, wo die Urbäter dieses Volkes etwa auf die Nachricht von den Niederlagen der Konsuln Albinus und Mulus gegen Jugurtha oder des Crassus gegen die Parther, geführt von ihren Tribunen, über denselben Platz zu ihren Comitien eilten.





Sizilien.

Salerno, Hotel d'Inghilterra, 5. März abends. Es ist ein fürstliches Gemach, wo ich schreibe, so weit, so hoch, mit riesigen Fenstern nach Süden und Westen aufs Meer hinaus. Der Sturm heult, ich höre die Brandung der Wogen an der Quaimauer. Nachmittags war ich in dem kleinen Vietri, eine halbe Stunde von hier, auf der Straße gegen Amalfi gelegen; von der Ferne, von der Höhe gesehen reizend, im Inneren schmutzig und unbedeutend. In der Locanda Rosa, wo ich aß, hängen noch die Bilder der letzten Bourbons. Eine sonderbare Magd, eigentlich hübsch, aber wie eine Wilde, im Auf- und Abgehen in rauhen, gellenden Tönen singend. Auf dem Rückweg steigt vor einem mächtig dräuend der Berg, an den sich Salerno lehnt, mit den Trümmern der Normannenburg auf. Der Sturm wehte mich rauh und siegesgewiß an, diesmal ein echter, untrüglicher Frühlingsbote; ich öffnete ihm Brust und

Seele. An einer Krümmung der Straße, die immer am Rand des Meeres hinführt, ruhe ich und bete die Verse des Goetheschen Wanderers:

„O, leite meinen Gang, Natur,
Den Fremdlingsreisetritt,
Den über Gräbern
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.“

Nachmittags im Dom am Grabe des Papstes Gregor VII.; es befindet sich in dem Altar, der das rechte Seitenschiff abschließt. Darüber die Statue eines alten Bischofs, der segnet: das soll Gregor sein! Gregorovius hat recht, wenn er die Statue „nichtsagend“ nennt. Daneben an der Wand eine Tafel mit einer Inschrift, die Gregorovius nicht anführen konnte, sie wurde erst 1885 gesetzt. Sie lautet: „Die Bürgerschaft von Salerno, die einst den vertriebenen Gregor VII. aufnahm, die Thränen des Sterbenden abtrocknete und seine heilige Asche fromm bewahrt, feierte mit herrlichem Pomp am 7. Juli 1885 die Säkularfeier dieses so großen Papstes. Valerius Laspro, Erzbischof von Salerno, und das Kapitel der Metropolitankirche ließen zum ewigen Angedenken dieser Feier diese Inschrift setzen.“

Das alte Grabmal ist längst untergegangen, auch die alte Inschrift nicht mehr erhalten. 1573 wurden die Reste des Papstes zufällig aufgefunden und hier bestattet. So ist es also Gregor nicht

besser gegangen als seinem Gegner, dem Kaiser Heinrich, der im Dom zu Speier auch keine ungestörte Ruhe gefunden hat.

Wieder eine lange, lange Reihe von Reminiscenzen des eigenen Lebens, die bei der Erinnerung an diese Gestalten an diesem Grab an mir vorüberzogen! Als ich auf die Schule ging, wenige Jahre nach dem großen Krieg, in der Zeit des Kulturkampfes, da waren mir diese alten Kaiser und Päpste so lebendig: mit Andacht las ich den langweiligen Giesebrecht, las alle Heinrichstücke, deren ich lebhaft werden konnte, träumte von einer größeren, gewaltigeren Behandlung dieses Stoffes. Später führte mich das Studium Johannes v. Müllers wieder auf denselben Gegenstand; seine Reisen der Päpste ließen mich den großen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum in einem neuen Lichte sehen, meine Sympathieen waren nunmehr auf Gregors Seite. 1885 folgte ich willig der Aufforderung, für die achte Säcularfeier seines Todestages einen Zeitungsartikel zu schreiben. Was ist mir nun das alles! Ich kann es nicht einmal begreifen, daß heute noch jemand — Wildenbruch! — die alte Geschichte von Canossa auf das Theater zu bringen wagt, daß sie da Beifall findet! Hermann Grimm hat in einem seiner letzten Aufsätze das Geständnis gemacht, daß er jetzt, in seinen späten Jahren, an sich eine gewisse Abneigung, ja Unfähigkeit, bemerke, sich in die Erforschung des menschlichen Daseins

früherer Jahrhunderte noch so zu vertiefen, wie er es in früherer Zeit gethan, „Was hinter dem Beginn dieses Jahrhunderts liegt, hält, wie von Mattigkeit befallen, mich nicht mehr fest.“ Es war mir das so aus der Seele gesprochen — bei mir brauchte es gar nicht der späteren Jahre.

6. März. Stationsgebäude in Pesto. Es ist später Nachmittag, Regen, Frühlingsluft. Geruch frischer Anstreicherfarbe überall. Eben komme ich von den Tempeln zurück, ich sah sie ganz einsam. Das ist ohne Frage ein ungeheurer Eindruck, es schweigt jede Skepsis. Die Säulen des Neptuntempels scheinen zu sagen: „Wir tragen keine Last und doch stützen wir, wir halten den Tempel aufrecht, es macht uns keine Mühe, dazu sind wir geboren.“ Ähnlich beim Ceresstempel; die an der sogenannten Basilika erzeugen schon eher die Empfindung eines Zwanges.

Nietzsche sagt irgendwo: „Die unmathematische Schwingung der Säule in Pästum ist ein Analogon zur Modifikation des (griechischen) Tempus: Belebtheit an Stelle eines maschinenhaften Bewegteins.“ Ich verstehe es nicht ganz, aber es dämmert mir auf. Auch das kommt mir jetzt nicht mehr wie eine leere Phrase vor: daß man Aeschylus erst verstehe, wenn man einen griechischen Tempel aus dem 6. oder 5. Jahrhundert gesehen hat. Auf den Riesenstufen, die man schwer erklimmt, den Blick vorwärts auf das Meer, zurück auf die braunen

wolkenbehangenen Berge gewandt, habe ich im Gedächtniß nach Versen dieses Dichters gesucht, aber nur einen gefunden:

„Es ist das Meer da — wer erschöpft es?“

Kurz vor der Abfahrt Gespräch mit dem Stationsvorstand. Er klagt, wie furchtbar ungesund diese Station sei; in den drei Jahren, die er hier ist, war er schon zweimal totkrank. Im Sommer, vom Mai an, wohnt er nicht hier, da wohnt überhaupt niemand hier; er kommt dann mit dem ersten Zug und fährt mit dem letzten wieder ab. Aber auch im Winter werde man hier das Fieber nie los, seine Kinder hätten fast immer Fieber, wenn auch nicht heftig, aber immer. Und es sei mit argen Schmerzen verbunden, die am Rücken beginnen und allmählich den ganzen Körper ergreifen. Ich frage, warum denn die Direktion denselben Beamten so lange auf einem so furchtbaren Posten lasse. „Was wollen Sie?“ jagte er resigniert, „es gibt solcher Posten so viele in Italien.“ Aufrecht erhalte ihn auf dieser Leidensstation die Berührung mit so vielen angenehmen Fremden — er zeigt mir Korrespondenzen aus allen Ländern Europas, besonders aber aus Deutschland und Oesterreich, es ist auch eine Karte von einem Wiener darunter, den ich dem Namen nach kenne; das berührt mich wie ein Gruß aus der Heimat. Der gute Mann bietet mir ein Glas Rum an, wir tauschen die Karten, er heißt Amilcare Sabatini.

12 Uhr Nachts. Sapri am Golf von Policastro. Vor zwei Stunden bei Regen hier angekommen. Der Zug geht nicht weiter, um 1 Uhr kommt der Gilzug nach Reggio durch. So lang heißt es warten. Als ich ausstieg — der Perron war sehr dürftig beleuchtet — ergriff ein schwarzer unheimlicher Kerl mein Gepäck: „Al ristorante!“ Ich folgte ihm mit Mißtrauen in eine elende Stube am Ende des Bahnsteiges; die Thür ist zugleich Fenster, zwei kleine Tischchen, ein dürftiges Büffet. Noch unheimlicher als der Sacchino ist der Wirt, ein kleines, zaundürres Männlein von etwa fünfzig Jahren, er erinnert an die Figuren von E. T. N. Hoffmann. Er bewegt sich sehr rasch; wenn er spricht, schneidet er Gesichter, hier und da fügt er ein Oui, Monsieur oder „s'il vous plaît“ in sein Neapolitanisch. Erst die Wirtin, eine behäbige, freundliche Frau, flößt mir Vertrauen ein. Sie sagt ihrem Mann, er soll doch das Französischpappeln lassen, er könne ja doch nichts. Das giebt er zu, erzählt, wie schlimm es ihm einmal in seiner Jugend in Marseille ergangen ist, führt eine köstliche Pantomime auf, wie er dort einem Telegraphen-Beamten auf Italienisch expliziert, was er einem Freunde nach Neapel telegraphieren will, und der Beamte versteht durchaus nicht; zuletzt geht's doch mit Hilfe von Gebärden, die macht er mir alle vor, es war zum Totlachen. Das Essen ist entschieden besser als in einem ähnlich abgelegenen

Orte in Österreich oder Deutschland, der Wein viel besser. Der schwarze Facchino kommt auch und setzt sich zu uns; er sieht einem Räuber gleich, ist aber ein sehr gemütlicher Bursche. Ich muß natürlich erzählen. Da ich mich als Junggeselle zu erkennen gebe, so verspricht die Wirtin, mir aus den Schönen von Sapri eine Braut auszusuchen (casarmi); ich soll sie auf der Rückreise abholen. Aber der Gemahl bedeutet mich — stumm, wieder mit einer köstlichen Gebärde —, daß ich nicht d'rauf eingehen soll, sie hätten alle nichts, keine „Quattrini“. Unter den Segenswünschen der drei guten Leute steige ich endlich in meinen Gilzug.

Messina, 7. März. Hotel Trinacria. Nach einer ziemlich guten Nachtruhe — die Wagen der süditalienischen Bahnen sind viel bequemer als die in Oberitalien — etwa in der Gegend von Nicotera am Golfo die Gioja erwacht. Erste Morgendämmerung, „heilige Frühe“, das Meer ruhig in rosigem Licht. Bald taucht die Küste von Sicilien auf. Überall sind Citronengärten, die Bäume voll Früchte. Am Saum der Straße die Hecken von indischen Feigen charakteristisch. Die Überfahrt von Reggio nach Messina bei scharfem Wind aber ruhiger See in einer kleinen Stunde zurückgelegt.

Nun hab' ich die Küste von Calabrien vor mir und die Straße von Messina und den Hafen. Schiffe kommen und gehen. Ein herrlicher Tag,

die Morgensonne liegt auf den Fenstern: Ich schlage den „Zarathustra“ auf und blättere darin, ob ich nicht einen Widerhall meiner Frühlingsstimmung finde. Ja, da ist er: „Ich beschwöre euch, Brüder, bleibet der Erde treu!“ Wer an einem solchen Morgen hier an dieser Stelle steht, muß der nicht aus ganzer Seele geloben: Gewiß, gewiß!? Und weiter: „Ich liebe den, dessen Seele übervoll ist, so daß er sich selbst vergißt und alle Dinge in ihm sind.“ Hier freilich zweifle ich wieder: Vermagst du das? Berg und Meer, Sonne und Märzwind füllen die deine Seele so, daß dir dein kleines Alltagsich mit allen seinen kleinlichen Sorgen, Schwächen, Erinnerungen entschwindet? Nein. Aber du möchtest es. Wohlan, stürze dich in diese glänzenden Dinge, tauche unter, daß ihre Wellen über dir zusammenschlagen. . . .

Nietzsche hat den ersten Teil des Zarathustra, aus dem jene Stellen sind, in der „anmutig stillen“ Bucht von Rapallo, unweit Genua, geschrieben. Hier bekommt man Lust, einen fünften Teil zu dichten, er würde mit den letzten Worten des vierten Teiles beginnen müssen: „Dies ist mein Morgen, mein Tag bricht an: herauf nun, herauf, du großer Mittag!“

8. März. Sonntag Oculi. „Unbewegt ist meine Seele und hell wie das Gebirge am Vormittag. . . . Wer noch Ohren hat für Unerhörtes, dem will ich sein Herz schwer machen mit meinem

Glück.“ Diese Worte sind wie ein Evangelium des Tages.

Ungern entschlief ich mich endlich, die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen — möchte lieber immer hier im hohen Fenster liegen, den weißen Segeln, den Rauchwölkchen meiner Cigarette nachblicken und nachträumen. Aber so eingeschnürt ist heute der Mensch von Pflichten, daß er auch in völliger Freiheit sich Pflichten freiwillig auferlegt. Ich muß die Mamertinerburg sehen und die Statue des Don Juan d'Austria, und das Grabmal des deutschen Königs Konrad IV. im Dom und die Stelle wo Friedrich II. den Becher in die Flut warf, den dann der kühne Nicolo, das Urbild des Schillerschen Tauchers, wieder holte.

Taormina, Albergo Vittoria, 9. März Abends. Hier wollte ich nur einen Tag bleiben. Aber ich werde nicht so schnell loskommen. Hier ist alles: das Meer und der schneebedeckte Ätna, Riesentrümmer ehrwürdiger Vergangenheit und duftende Frühlingsgegenwart.

Der Gasthof bereitet die angenehmste Überraschung. Denn er liegt in einer engen, finstern Straße, Hausflur, Treppen, alles finster und eng. Aber noch eine zweite Treppe hinauf und eine schmale Thür hinaus und man ist in einem allerliebsten kleinen Gärtchen voll Citronen und Pomeranzenbäumen. Dahinter türmt sich eine Felswand, an welche Weingärten geklebt sind. Und

hier heraus öffnen sich die Zimmer des Oberstockes, zwischen ihnen und dem Garten ist nur ein um wenige Stufen erhöhter offener Gang, den eine steinerne Brüstung abschließt. Auf der Brüstung wuchern Veilchen. Morgensonne, Aussicht aufs Meer.

Auf dem Platze vor der Kirche grüßt ein kleiner Knabe: ob ich nicht mit ihm gehen will, er wird mir alles zeigen, was in Taormina zu sehen ist. Aber ich bin müde und es dämmt schon. Morgen also. „Du bist ja wieder da?“ — „Ich bin immer da, mein Herr,“ sagt er gravitatisch, „ich bin immer bereit.“ („Sono sempre qui, Signor, sono sempre pronto!“) Ich frage ihn einiges: er heißt Mazzareno Malambri, sein Vater ist ein Schuster. Er geht in die Schule, kann aber noch nicht lesen. Während unseres Gespräches bildet sich ein Kreis von Kindern um uns. Ein schwarzer, verwegener Knabe raunt mir zu: „Trauen Sie diesem nicht! È un vagabondo.“ Aber der kleine Mazzareno hat es gehört. „Nein, nein,“ ruft er aus, seine Augen funkeln, wie Raketen zischen seine Worte auf, ich kann ihm nicht folgen, ein wildes Feuerwerk von Beteuerungen, Verwünschungen, Anklagen. Und die anderen alle mit hinein, für, wider Mazzareno! „Wem soll ich da glauben?“ sage ich. Aber da rufen doch fast alle: „Diesem da, dem Mazzareno — è più sincero — der ist aufrichtiger.“ Also auf morgen, Mazzareno! — Die ganze Gesellschaft begleitet mich bis ans Thor

des Albergo, auch der kleine Berleumder, der gar nicht beschämt ist.

10. März. Das Theater ist bald gesehen. Gott sei Dank, daß ich kein Archäologe bin, so brauch' ich mich um die Einzelheiten nicht allzu sehr zu quälen, darf mich skrupellos dem Gesamteindruck hingeben. Es ist warmer Sonnenschein um 10 Uhr und ich strecke mich behaglich auf den Rasen und gucke durch die Lücken des gewaltigen Baues hinaus aufs blaue Meer. Ich habe das Gefühl, als müßt' es eine Wonne sein, hier stundenlang zu liegen und nichts zu thun. Und ich freue mich, daß ich's kann, daß ich so ganz frei bin, nichts zu beobachten, zu lernen, festzuhalten brauche. Aber es ist eine Täuschung. Mir scheint, auch das „dolce far niente“ muß geübt sein oder es gehört gar eine angeborene Begabung dazu. Schon nach einer halben Stunde ergreift mich eine Unruhe, eine Sonnen- und Luftmüdigkeit, =Sättigkeit, die mich forttreibt. Ich versuch' es mit einem anderen Platz, oben auf der letzten Galerie, im Schatten, in einer Nische der Umfassungsmauer. Wie Opferrauch von einem ungeheuren Altar steigen mittags aus den Waldgründen des Atna weiße Wolken zum Schneegipfel empor. Eine Weile blicke ich diesen nach. Aber nur die Blicke können in die Höhe, die Gedanken kehren nach kurzem vergeblichen Aufstreben zur Erde zurück; ich ertappe mich darüber, daß ich unbedeutende Dinge denke, ans

Mittageffen, an die Gesellschaft bei Tisch, an allerlei mehr oder weniger gleichgültige Leute in der Heimat, an eine Gasse in Wien . . . „So erdgebunden sind wir alle!“ Und dann ist's mir im Schatten wieder zu kalt und ich kehre in die Sonne zurück. Aber die ist nun so kräftig geworden, daß ich's auch nicht aushalte. Gehen will ich noch nicht: „Das alles ist ja einzig,“ sage ich mir, „sieh, und da liegt's vor dir und wird dir dargeboten von einem gütigen Geschick, und nicht lange wird's dauern, so liegt's wieder hinter dir wie ein blasser Traum. Und denke, wie glücklich du bist: nicht bloß die glänzende Hülle der Gegenwart siehst du ja, nicht bloß dieses Meer und diese Stadt und den Ätna von heute; hinter dem dustigen Schleier blinkt dir eine zweite geheimnisvolle Welt, die die andern nicht sehen, ein Jahrtausend altes Leben, Götter, Helden, Dämonen — das Meer, das den Ulysses trug, die Stadt, um die Dionysios und Agathokles kämpften, der Ätna, den Pindar's Siegesgesänge preisen.

„ . . . wo der Ur-Götterfeind,
Der hundertköpfige Typhon liegt, den einst
Barg die namenreiche filifische Grotte — —

— — — — —
Wo ihn die Säule der Welt,
Ätna, niederhält, die an eisigem Busen
Scharfen Schnee durch's ganze Jahr nährt.“

Einen Augenblick schwellt meine Brust wohl
dies Machtgefühl, und wie ein Herrscher blicke ich

wieder auf die blaue Tiefe und auf die grauen Trümmer und den schneeigen Berg. Aber nur einen Augenblick, dann bin ich wieder der arme kleine Gegenwarts- und Alltagsmensch mit kleinen Sorgen, kleinen Gedanken und Wünschen. Es ist mir beinahe lieb, daß nun ein Trupp von Engländerinnen — keine einzige hübsche darunter — den weiten Raum des Theaters rasch mit lautem Geschnatter füllt, so daß hier ohnedies keine Existenz mehr möglich ist.

11. März. Heute ist es trüb, aber nicht kalt; die Leute hier meinen, es wird morgen wieder schön sein. Wieder im Theater. Ich bin ruhiger als gestern, vielleicht, weil alles in gedämpfteren Farben ist. Nicht aber einförmiges Grau, die Wolken sind bald dicht und schwarz, bald schleierartig zart, so daß die Sonne leise durchschimmert. Von Viertelstunde zu Viertelstunde ändert sich die Farbe des Meeres. Zwischen den grauen Mauern schimmert's doch überall grün, und hier und da die goldgelbe Frucht. Den Ätna sieht man nicht. Es kommen wenig Leute herauf, und die sind still und stören nicht.

Und nun, Zarathustra, komm: was hast du mir heute zu sagen? Willst du mir nicht wieder Trostes- und Hoffnungsworte zuraunen?

„Tausend Pfade giebt es, die noch nicht gegangen sind, tausend Gesundheit und verborgene Eilande des Lebens. Uner schöpft und unentdeckt

ist immer noch Mensch und Menschenerde. Wachtet und horchet, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichen Flügelschlägen und an feine Ohren ergeht gute Botschaft.“

An so einen goldenen Faden spinnen sich leicht Träume und Gedanken an. Nein, die Natur allein, wie schön und gewaltig sie auch sein mag, thut's nicht, bei mir wenigstens nicht. Es muß ein Menschenwort in ihr ertönen, wenn auch nur von weiter Ferne, ein großes, hohes Wort, ein Menschenschatten muß durch sie schweben, eines Geistes Schatten. Sagen kann ich's noch nicht, was mir nun durch die Seele geht, und wer weiß, ob das Gespinnst je fertig wird, vielleicht verflattert's auch wieder in der Luft. Aber es ist ein seliges, wohlige Weben. Jetzt gewinnt erst die Welt um mich ihr wahres Leben, Berge und Meer, graue Steine, Wolken und Sonne.

12. März. Die Tischgesellschaft im Albergo Vittoria ist sehr nett. Zwei ältere deutsche Damen, beide lebenswürdig, geistreich, voll Interesse, resolut, duldsam. Engländerinnen, zum Teil sehr häßlich, aber die wenigstens nicht stören. Ein paar italienische Herren, Kaufleute, Angestellte aus Taormina, die nicht verheiratet sind und darum im Gasthof essen. Aber eines fehlt dort: Jugend und Schönheit. Zwar die Aufwärterin bei Tisch ist ein anmutiges, jugendliches, zartes Ding; es ist

die Schwiegertochter des Wirtes. Aber sie ist so still, so schüchtern, so traurig-ernst, daß man sich fürchtet, sie anzusprechen; ich hielt sie zuerst für ein Mädchen. Denn die Mädchen im Volk und in der Bürgerklasse scheinen hier alle so zu sein, auf ihren Gesichtern steht es wie ein „Rühr' mich nicht an!“ . . . Seit Wien hab' ich noch mit keinem hübschen weiblichen Wesen ein Wort gewechselt, ich komme mir vor, wie ein Mönch in der Clausur.

13. März. Wieder wie gestern warmes helles Frühlingswetter. Ich kann mich immer noch nicht entschließen, abzureisen. Heute ist auch erschienen, was ich gestern vermißte: eine hübsche, junge Frau, mit der man reden kann. Zwar sie ist auf der Hochzeitsreise, aber die dauert schon vier Monate. Eine Blondine, Französin aus der Schweiz, spricht aber auch deutsch.

Nachmittags mit Mazzareno und noch zwei anderen Knaben, Rosario und Pancrazio, spazieren. Wir gehen den Berg hinab, nach Schiro, wo das alte Naros Sikeliota lag. Ich bin mit einer gelehrten Monographie von Pietro Rizzo über dieses Naros bewaffnet. Die Knaben plaudern und singen in einemfort, schade, daß ich so wenig verstehe. Dann sagt mir Pancrazio Gedichte aus seinem Schullesebuch her, die sind italienisch, nicht sicilianisch, ich verstehe sie so ziemlich. Es sind lauter patriotische Gedichte, einige nicht ohne Anflug von Chauvinismus. Der Weg ist weit und ich habe Angst, daß

es den Buben zu viel wird. Aber sie antworten: „O no, siamo braui, siamo svelti — o nein, wir sind tapfer, wir sind munter!“ „Wohlan,“ sag ich, „auf nach Afrika!“ Augenblicklich gehen sie auf den Spaß ein. Aus einem Stecken und einem Halstuch wird eine Fahne hergestellt, im Gänsemarsch geht's unten durch das triste Giardini und die Straße am Meer entlang. „Andiamo all' Africa!“ rufen sie jedem Entgegenkommenden zu. In der letzten Schänke von Giardini rasten wir ein wenig. Die alte Frau, die den Wein bringt, will keine Nickelmünzen nehmen; sie bittet mich, ihr doch Kupfer zu geben: das ist ihr vertrauter. So arm sind sie. Von Maxos, das schon Dionysios I. zerstörte, weil es jonisch war und er dessen Anschluß an Karthago fürchtete, ist nichts mehr zu sehen. Nur die Lage kann ich mir mit Hilfe meines Buches vergegenwärtigen.

14. März. Heute früh kommt der kleine Pancrazio zu mir, wie ich noch im Bett liege. Dann wartet er eine Stunde vor der Thür, nur um mir sein Lesebuch zu zeigen. Besonders ein Gedicht zeigt er mir, das mit den Worten schließt: **Fuori l' Austriaco, Morte all' Austriaco!** — Hinaus mit dem Österreicher, nieder mit dem Österreicher! Er lacht herzlich dazu: ich sei doch auch ein Österreicher und so „brau“ (bravo, brav), der Glaube an sein Lesebuch ist erschüttert. Ich denke, die italienische Unterrichtsverwaltung könnte mit der

Zeit diese Reminiscenzen doch aus den Schulen entfernen, vor allem aus denen des Südens, wo die Gegnerschaft gegen Oesterreich niemals sehr heftig war. Aber auch sonst. Nicht das Patriotische, aber das Chauvinistische! Wozu haben wir denn die Tripelallianz? In unseren Schulbüchern werden weder die Italiener noch die Preußen so grob behandelt.

Nachmittags mit einer großen Gesellschaft nach Mola. Das ist ein Bergstädtchen eine Stunde oberhalb Taormina, und dies liegt schon eine gute halbe Stunde über dem Strand von Giardini, wo der Bahnhof ist. Der steile Weg ist nicht fahrbar, eine unserer Damen benützt einen Esel. Der Eingang in das Städtchen führt über Ruinen, an schier cyklopischen Mauerresten und Thürmen vorbei. Es ist ein Madonnenfest heute in Mola, das aber nur die „giovanotti nubili“ — die heiratsfähigen jungen Burschen — begehen, an einem andern Samstag kommen dann die Mädchen dran. Wir kehren beim Pfarrer ein, eine meiner Tischnachbarinnen, die schon öfters in Taormina war und einen guten Teil des Jahres regelmäßig hier zubringt, kennt ihn. Der Pfarrer ist ein noch junger, sehr schlichter Mann von hoher Gestalt und rabenschwarzem Haar. Er ist von Mola gebürtig, hat in Messina studiert, war sonst nirgends. Eine echt italienische Erfrischung erwartet uns: Mandeln, Feigen, Orangen, eine Art Früchteluchen, köstlicher

Wein — kein Brot. In der großen Stube, in der wir sitzen, sind fast keine Möbel, während bei uns auf dem Lande gewöhnlich alles mit Hausrat angefüllt ist: hier bloß ein Tisch, ein paar Stühle, ein Betschemel, ein Schrank. Die Aussicht größer, weiter, fremdartiger als von Taormina — hier ist nur Meer und Fels. Wie wir uns auf den Heimweg machen, gesellt sich das halbe Städtchen zu uns, eine Musikbande spielt auf und giebt uns das Geleit. Vor dem Thore gruppieren sich die Musikanten im Halbkreis und blasen uns zum Abschied noch ein Stück. Plötzlich tritt einer der jungen Burschen vor und tanzt; ein deutscher Doktor, Schriftsteller, der mit seiner Frau — einer Kärntnerin — unten in Taormina lebt, tritt ihm gleich als Partner entgegen mit einer Art von Schuhplattltanz. So tanzen die Beiden, der Sicilianer und der Deutsche; eine eigenartige Scene. Nun ist's aus, ein Tusch noch, ein Händeschütteln und wir gehen. Der Pfarrer verläßt uns als der Letzte. Wieder ein seltsames, unvergeßliches Bild, wie die hohe schwarze, von einem weiten Mantel umwehte Gestalt den steilen Pfad hinaufsteigt, noch einmal winkt, dann in dem altersgrauen Thor verschwindet. . . .

Abends sitze ich neben der schönen Genferin. Sie untersucht die feine Häkelarbeit einer deutschen Dame und will auch so was machen. Ich muß eine Visitenkarte und einen Bleistift nehmen und

schreiben: 60 Maschen ausschlagen. 1. Tour: 3 Stäbchen, 5 Luftmaschen, 7 Stäbchen. . . . Sie hat nicht gerade kleine Hände, aber so schön rosig gefärbt, ihre Gestalt ist voll und schmiegsam zugleich: wie sie mir über den Arm in meine Schreiberei sieht, ob ich's auch richtig mache, berührt mich ihr warmer, jugendduftiger Atem. Ich mache es wirklich nicht ganz gut, entschuldige mich mit dem „trouble“, den mir ihre Nähe verursacht. Sie lacht und zeigt die schönsten Zähne: „Alors l'âge ne peut rien sur Vous, puisque Vous êtes si facile à troubler.“ Nun, da hab ich es! „Eheu, fugaces anni!“

15. März. Sonntag. Heute Mittag ist das junge Ehepaar abgereist, ich begleitete sie bis Giardini auf die Bahn. Als ich dann — es war halb 3 Uhr — allein den steilen Fußpfad nach Taormina hinaufkletterte, überfiel mich plötzlich eine große Traurigkeit. Ich konnte mir nicht gleich Rechenschaft geben, warum? Wegen dieses Abschieds war es nicht. Vielleicht nur, weil wieder etwas vorbei war, das nicht wieder kommen kann. Ja, es ist etwas Unwiederbringliches, das da an mir vorübergeht. Ich werde vielleicht noch oft reisen, vielleicht nach Jahren auch hierher wieder kommen, aber es wird nicht dasselbe sein. Im Voraus durchkostete ich auf diesem sonnigen Bergpfad all' die bittere Wehmut, mit der ich dann auf diese Tage zurückblicken werde, die mir da an der Wegscheide von Jugend und Alter blühten.

Auf halbem Wege hole ich einen schwer bepackten Hausierer ein; er rastet, trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Wir grüßen uns. „Fa caldo!“ sagte er. Ja es ist warm, herrlich sommerwarm. Und ich wende mich zurück gegen das Meer, das wie ein riesiger Silber Spiegel in der Tiefe liegt, verfolge die Bogenlinien der stillen Buchten und die Mittagswolken, die wieder den Aetna auf und niedersteigen. Und mit allen meinen äußeren und inneren Sinnen nehm' ich das Bild in mich auf, saug' es in mich ein. Und die Lüfte bringen mir vom Gestade herauf einen warmen juggendduftenden Hauch; es ist der letzte Gruß der schönen Frau, die der Eisenbahnwagen nun schon weit nach Norden entführt hat.

Catania, 16. März, mittags. Villa Bellini. Diese große Stadt habe ich nun als ein rechter Tourist in wenigen Stunden „besichtigt“. Sie ist durchaus mitteleuropäisch=modern, fremdartig nur, daß an jedem Fenster der hohen Zinshäuser ein Balkon ist, auf dem in allen Nebenstraßen bunte, zum Trocknen aufgehängte Wäsche flattert. Im Dom ist das Grab des früh verstorbenen Komponisten Bellini, der aus Catania war; die Inschrift ist sinnig gewählt, ein Vers aus irgend einer seiner Opern mit den Noten dazu: „Ah non credea mirarti si presto estinto nel fior — ach, nicht dacht' ich, so schnell dich, in deiner Blüte, hingerafft.“ San Nikolo ist noch immer ein so monströs=ruinenhafter

Bau wie zu den Zeiten Goethes. S. Carcere, mit seinem normannischen Portal steht auf einem Düngerplatz, wo Maulesel dürftiges Futter suchen. Die Statue, die Friedrich II., den Hohenstaufen, darstellen soll, um derenwillen ich die Kirche aufgesucht habe, hat keinen Kopf mehr.

Die Villa Bellini, wo ich jetzt vor dem Mittagessen sitze, ist ein reizender, öffentlicher Garten, auf einem niederen Hügel angelegt; in nächster Nähe türmt sich der Ätna auf, hier gewaltiger, drohender als in Taormina, weil er hier unmittelbar aus der Fruchtebene von Catania aufsteigt. Catania ist auch nicht wie Taormina durch ein tiefeingeschnittenes Thal von dem Riesenberg getrennt und er bedeutet darum für diese Stadt eine immerwährende Gefahr. Auf Schritt und Tritt wird der Fremde daran erinnert; überall wo der Grund und Boden, auf dem Catania aufgebaut ist, zutage tritt — bei Neubauten oder draußen in den Vorstädten, wo die Häuser noch schütter stehen — ist's erstarrte Lava, schwarze Schlacke; eine Straße zeigt in der Mitte eine seltsam geformte Erhöhung, es ist wie eine erstarrte große Welle; hier wandelt man über das erkaltete Ende eines Feuerstromes.

Heute freilich sieht's dem Berg niemand an, was für Schrecken er schon übers Land gesendet hat und noch senden kann, kein Wölkchen, keine Spur von Rauch liegt auf ihm, sein Schneegipfel glänzt und glitzert so unschuldig und friedlich in der Frühlingssonne.

Nieziſche dachte einmal daran, den Philoſophen Empedokles, der hier lebte, zum Helden einer Tragödie zu machen; ein paar Entwürfe und ein kleines, in Proſa geſchriebenes Fragment der Ausführung ſind erhalten. Die Scene ſollte hier ſein, in Catania. Der letzte Akt ſollte „ein Opfer des Pan am Atna“ darſtellen. Empedokles will hier nicht aus Wißbegier ſterben, wie die Tradition will, ſondern weil er ſich „unendlicher Strafe“ wert fühlt. Aber er hofft eine Wiedergeburt aus dieſem Sühnetod. Als der Lavaſtrom den Berg herab ihm entgegenfließt, flüchtet ſich ein Tier zu ihm. Die Geliebte will mit ihm ſterben. „Flieh!“ ruft er ihr zu, ſie aber: „flieht Dionyſos vor Ariadne?“ Mit dieſem räthelhaften Wort ſchließt der zweite Entwurf. . . .

Syrakus, 17. März, abends im Hotel Roma.
So habe ich denn ſie kennen gelernt:

„Des Alpheos hehre Ruhestatt,
Ortygia, der herrlichen Syrakosſae blühenden Zweig,
Lager der Artemis. . . .“

Es iſt heute ein dürftiges, trauriges Städtchen, ſchon die Einfahrt über weite öde Plätze mit niederen Häuſern, ſchmale Holzbrücken, dann zwischen unfertigen Neubauten, immer durch dichten weißen Staub, macht einen unerfreulichen Eindruck. Der Gaſthof liegt im älteſten Teil von Ortygia, angebaut an die rückwärtige Seite des Domes, der

nichts anderes ist, als der alte Minerva-Tempel, von dessen Herrlichkeit noch Cicero sprach.

Mein erster Gang in der Frühe war zu der Quelle Arethusa. Sie ist jetzt nicht mehr in dem elenden Zustand, in dem sie unter anderen noch Gregorovius gesehen hat, ein geschmackvolles steinernes Geländer umschließt sie, auf breiten, reinlichen Steinstufen steigt man zu ihr hinab, unten ergießt sie sich in ein reinliches Becken, das von Papyrusstauden dicht umwachsen ist; weder „Scharen zerlumpter Bettelkinder, welche das Tamburin schlagen,“ noch „halbnackte Wäscherinnen, die mit ekelhafter Natürlichkeit im krystallhellen Quell umherwaten, dem Fremden das Wasser zu schöpfen,“ wie sie das Auge des feinfühligen Gregorovius beleidigten, sind hier zu sehen.

Nachmittags fuhr ich weit hinaus zu dem Fort Curyelos, heute Mongibelleji, am westlichen Ende des alten Syrakus. Zurück ging ich zu Fuß, eine Wanderung, die mir unvergeßlich bleiben wird. Eine steinige Hochfläche, nirgends ein Haus, nirgends ein Baum. Im Rücken den Ätna, sehr fern, sehr einsam, in zitterndem Silberlicht. Links das Meer. Niemand begegnet mir, niemand. Der Fußpfad verliert sich bisweilen in dem felsigen Boden oder in niedrigem Gestrüpp. Dann horchte ich auf, ob ich nicht ein unterirdisches Rauschen verspüre, die Wasser der antiken Wasserleitung, an der — wie die Karte mich lehrt — der Weg hinführt.

Hier und da eine trichterförmige Öffnung, die in die Tiefe blicken und die Wasser sehen läßt. Sie sind die einzige Spur eines versunkenen großen Daseins. Denn da, wo ich wandle, erhob sich im Altertum der vornehme Stadtteil Epipolae. Das neue Syrakus ist ja nur etwa der zehnte Teil der alten Stadt. Wie groß sie war, davon giebt die Wanderung den anschaulichsten Begriff. Denn fast zwei Stunden geht's so fort, immer dieselbe Steinwüste, dasselbe Klauschen, dieselbe Einsamkeit.

Kurz bevor man die heutige Stadt erreicht hat, kommt man auf einen großen, leeren Platz, dessen Mitte eine dürstige Wiese einnimmt: es sieht hier etwa so aus, wie einst bei den alten Wiener Linienthoren. Da steht eine trümmerhafte Säule, der letzte Rest der alten Agora, des alten Marktplazes. „Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht!“

Abends auf der schönen Promenade am Hafen. Da liegen fünf oder sechs italienische Kriegsschiffe, sonst ist es recht tot. Die blasse Mondsichel steht über dem stillen dunklen Gewässer.

Im Gasthof ist kein einziges Frauenzimmer: die Bedienung, die Gäste, alles Männer. Einen Franzosen, den ich schon in Messina sah, habe ich hier wieder getroffen. Er ist ein Maler, Le Houx aus Paris. Er sagt mir, er habe zwei Kirchen in Rom fast völlig ausgemalt. S. Croce in Jerusalem und San Brancrazio; ich soll mir die

Bilder ansehen, wenn ich wieder nach Rom komme. Ich werde es gewiß thun. Er ist einer der wenigen Franzosen, denen es auch anderswo gefällt. Von Rom ist er entzückt. „Sie werden sehen,“ sagt er, „wenn man erst ein paar Wochen dort gelebt hat, ist man wie zu Hause — wie in Paris.“

Nachmittags wieder draußen vor der Stadt, diesmal gegen Süden, auf der helorischen Straße, am Ufer des Fließchens Anapus. Wieder öde, melancholische Einsamkeit. Ein Knabe in Felle gehüllt, der Ziegen hütet, ist meine einzige Begegnung; er blickt mich scheu an, wagt gar nicht zu betteln. Auf einem Hügel an dem schilfbewachsenen stillen Fluß stehen zwei Säulen von einem Tempel des olympischen Zeus. Ringsum sind Sümpfe, schwere Fieberluft brütet darüber, es ist so unendlich traurig da. Zum erstenmale, seitdem ich Wien verlassen habe, ergreift mich ein heftiges Heimweh.

Den Bach Cyane, der in den Anapus mündet, suche ich vergebens. Dort warf sich die Nymphe Cyane dem Gott der Unterwelt entgegen, als er Proserpina in sein Reich hinabführte und er verwandelte sie darum in die kornblumenblaue Quelle. Ich irre lange auf dem feuchten Wiesengrund umher, die Nymphe zu suchen. Aber nirgends ein Pfad und niemand kommt, den ich fragen könnte. Schon zieht die Dämmerung herauf, ich eile zurück, atme auf, wie ich die staubige Landstraße wieder erreicht habe.

Girgenti, 20. März, abends. Albergo Belvedere. Gestern bei regnerischem Wetter von Syrakus hierher gereist, die Fahrt nimmt den ganzen Tag in Anspruch. Sie ist ziemlich reizlos, es geht meist über kahles Hügelland. Wenig Reisende. In Santa Caterina-Kirch stieg ein alter Herr ein, an Gestalt, Kleidung und Ansehen an die geheimnisvollen Gestalten in manchen von Hauffs Novellen erinnernd. Er war sehr groß, hatte einen langen grauen Bart, trug einen weiten blauen Mantel und einen spitzen schwarzen Hut. In seinem Gehaben lag eine königliche Majestät; als ich in einer kleinen Station aussteigen wollte, bedeutete er mir mit väterlicher Milde, hier sei nur ein ganz kurzer Aufenthalt. In Caltanissetta, dem Hauptorte des binnenländischen Siciliens, stieg er aus. In Caldaro, etwa eine Stunde vor Girgenti, mußten wir auf den Valermitaner Zug warten. Es war schon dunkel, regnete immer noch, der kleine Warteraum war voll schwarzer, wüster Gesellen, die alle Flinten trugen. Das sah sehr umheimlich aus, war aber ganz harmlos. Mir scheint, es ist sehr wahr, was Mommsen einmal sagte: im Herzen Siciliens sei man selbst zur Nachtzeit sicherer, als im Berliner Tiergarten. Es giebt wohl Banditen, aber sie haben es nur auf die reichen Grundbesitzer des Landes abgesehen; Fremde, besonders wenn sie einfach auftreten, mit den Leuten freundlich reden und sich nicht auf jede Ansprache hin mit beleidigen-

dem Mißtrauen zurückziehen, werden kaum belästigt, geschweige denn bedroht.

Heute war ein rechtes Aprilwetter, warmer Sonnenschein wechselte mit scharfem Sprühregen und kaltem Wind. Ich fuhr in der Früh hinab zu den Tempeln, die etwa eine Stunde von der Stadt in einer schönen grünen Niederung liegen. Von dem großen Tempel der Concordia, der am besten erhalten ist, sagt Goethe, er verhalte sich zu dem von Paestum „wie Göttergestalt zum Riesenbilde“. Es ist wahr: der Eindruck, obwohl noch immer gewaltig, ist viel heiterer. Dort war mehr Aeschyleische Tragödie, hier Sophokleische. Will man ein Ganzes und Fertiges genießen, so muß man etwa zehn Minuten weiter nach Osten, zuerst abwärts, dann wieder aufwärts, zum Tempel der Juno Lacinia steigen und sich hier auf die westlichen Stufen setzen. Dann erscheint er nicht als eine Ruine, man wäre nicht überrascht, wenn plötzlich eine Prozession aus seinem Säuleneingang träte. In der Tiefe vor uns Olivenbäume; Berge und Meer umgrenzen wieder das Bild. Lange ruhte ich hier, behaglicher als in Taormina, fröhlicher als in Syrakus, ich freue mich selbst des Wechsels von Sonne und Regenschauer, blicke nicht jede halbe Stunde auf die Uhr, lasse das Leben so sorglos hinrinnen, schaue, träume und schaue. Ich glaube, wenn man länger hier lebt, könnte man doch allmählich die antike Gabe des beschaulichen Nichts-

thuns gewinnen, diese vornehme Gabe, die sich freilich nur entwickeln konnte, weil Sklaven da waren. Alle Gedanken an Vergangenheit und Zukunft, diese ewigen, leidig=lieben Begleiter aus der Heimat, verlassen mich endlich einmal, selbst meine Jugend seh' ich heute ohne Wehmut, ohne Sehnsucht in fernen Thälern wandeln.

„Leere Zeiten der Jugend und leere Träume der Jugend
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nun.“

Am Grabmal des Theron nehme ich mein frugales Mittagsmahl, das ich mir mitgebracht habe; an derselben Stelle stand vor hundertneun Jahren Goethe mit dem Landschaftsmaler Kniep, sie erfreuten sich „der Gegenwart dieses so oft nachgebildet gesehenen Monumentes“, besonders da es ihnen „zum Vordergrund diente einer wunderbaren Aussicht, denn man schaute von Westen nach Osten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern, so wie durch sie und über ihnen die Reste der Tempel zu sehen waren.“

Auf dem Rückweg gesellten sich drei freundliche junge Leute zu mir, der älteste von ihnen 21 Jahre, die beiden anderen noch Knaben. Sie zeigten mir noch verschiedene Tempelreste, einer — das sogenannte Oratorio di Galari — besonders anmutig gelegen, in einem schönen Garten voll blühender Orangenbäume, die einen wunderbaren Duft verbreiten. Dann stiegen wir auf den „Athenafelsen,“ der das ganze Tempelterrain, die Berg=

stadt Girgenti und den Hafen Empedocle überblicken läßt, und ruhen zuletzt in einer ländlichen Weinschenke — bottola: für 40 Centesimi bekommen wir eine große Flasche blauroten köstlichen Weines.

Der älteste von meinen Begleitern ladet mich hierauf in sein Haus ein. Ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, hier am südlichsten Ende Italiens — Afrika gleichsam gegenüber — ein Familienwesen kennen zu lernen. Der junge Mann heißt Fabio Politi und wohnt bei seinem Onkel, der Maler ist. Ich finde in einem großen fast leeren Zimmer die ganze Familie beisammen, in einem Halbkreis an den Wänden sitzend. Ich werde mit großer Herzlichkeit empfangen, das Gespräch wird nur von den Männern und von der Tante geführt, die jungen Mädchen, mit einer Handarbeit beschäftigt, sind ganz schweigsam, blicken kaum von ihrer Arbeit auf. Ich weiß schon, daß sie anzusprechen, sie ins Gespräch ziehen wollen, gegen die sicilianische Sitte verstoßen hätte. Es war schon viel, daß sie das Gemach bei meinem Eintritt nicht gleich verließen. Gleichsam als Gastgeschenk überreicht mir beim Abschied der junge Fabio eine Anzahl von Schriften über Altertümer von Girgenti, die sein Großvater oder Großonkel Raffaello Politi vor ungefähr siebenzig Jahren veröffentlicht hat.

Palermo, Via Lincoln, Pension Tersenghi, 24. März. Hier ist Tausend und Eine Nacht, ein Frühling wie er in den Märchen geschildert wird.

Palmen und Kuppelkirchen, die wie Moscheen sind. Ich war im Dom heute bei den Gräbern der beiden Hohenstaufenkaiser. Es sind gewaltige Porphyr Sarkophage, über denen sich von sechs Säulen getragene tempeldachartige Baldachine erheben, auch aus Porphyr. Keine ruhmredigen Inschriften, nur die Namen. „Ich habe nie fürstliche Grabmäler christlicher Zeit gesehen,“ sagt Gregorovius, „die so großartig einfach und mächtig, gleichsam für ewige Dauer berechnet wären, als diese. In Grüften von solcher Majestät könnten auch Nibelungenkönige würdig wohnen.“ Von den deutschen Kaisergräbern wenigstens ist gewiß keines, daß sich mit diesen vergleichen läßt, nicht die von Speier, nicht die in der Kapuzinerkirche zu Wien und Reimes. Den Leichnam Heinrichs VI. fand man am Ende des vorigen Jahrhunderts, da man die Särge öffnete, noch völlig unversehr: das Antlitz von einem rötlichen Bart umrahmt, trug den Ausdruck einer furchtbaren Entschlossenheit.

Mit aller Gewalt wird man in dieser Stadt wieder auf die Weltgeschichte geführt, man kann ihr nicht entgehen. Niemand, glaub' ich, kann es, der nicht ganz stumpf und gleichgültig ist, oder ein Goethe, der alles so ehern abzuwehren verstand, was ihm den Pfad, den er nun einmal wandeln wollte, zu versperren drohte. Ich sträube mich eine zeitlang, dann gehe ich doch hinauf in die städtische Bibliothek neben der Jesuitenkirche und verbringe

dort mehrere schöne Vor- und Nachmittagsstunden über allerlei Büchern zur sicilianischen Geschichte. Unter anderm lasse ich mir auch Schacks Geschichte der Normannen in Italien geben, die ich noch nicht kannte. Schack wandelt wie Gregorovius die gemeine Heerstraße des Jahrhunderts: er ist sehr human, sehr liberal, sehr antikirchlich. So wie jener und wie alle liberalen Historiker ist er voll Bewunderung für Friedrich II., in dem er einen Vorkämpfer der modernen Humanität und Toleranz sieht. So hat ihn ja auch ein Dichter einmal dramatisch dargestellt — Immermann. Aber in Wirklichkeit war er wohl etwas anders. Die grellen, feindseligen Darstellungen der klerikalen Historiker kommen der historischen Wahrheit näher. Wenigstens nach der Schilderung des letzten Biographen Friedrichs, Eduard Winkelmanns. Ein Italiener in Sprache und Denkart, ein halber Muselman in Sitte, in Religion vollständig indifferent, hat er sich nicht gescheut, die deutschen Ketzer der römischen Inquisition preiszugeben, wenn es ihm politisch vorteilhaft schien: „überall, wo nicht unmittelbar ein Nachteil für ihn im Wege stand, kam er gern den Wünschen der Päpste entgegen.“ Im übrigen bleibt sein Wesen uns, wie von fast allen Menschen des Mittelalters, mit sieben Siegeln verschlossen, die Überlieferung ist zu trümmerhaft.

Castelveterano, Albergo Vixio, 29. März.
Palmsonntag. Heute, zum erstenmal nach Ancona,

wieder entschieden schlechtes Wetter, gewitterhafte Regengüsse, empfindliche Kühle. Am frühen Vormittag mit Wagen zu den Ruinen von Selinunt; man fährt etwa zwei Stunden. Station in einem einsamen Gehöft, der Casa Florio. In dem Wiesenthal zwischen den zwei Hügeln am Meer, auf denen sich die Trümmer der berühmten Tempel erheben, überfällt mich ein entsetzlicher Regen und Sturm. Ich verliere den schmalen Pfad und irre in dem sumpfigen Grund und auf dem steilen Abhang des Westhügels hin und her. Endlich eine Hütte. Ein Mann in sicilianischer Bauerntracht, mit verwildertem Bart und unheimlich drohenden Augen, steht unter dem Bordach. Er fragt, er erzählt: ich verstehe die Worte nicht, aber den Sinn: er klagt über die Zustände im Lande, schildert die Regierung; unter den Bourbons sei es noch besser gewesen! „Herr ruft er aus und seine Stimme ist ein dumpfes Grollen, seine Augen schießen Flammen, „Herr, wir müssen alle zu Grunde gehen.“ Da der Regen nachläßt, geleitet er mich durch niederes, dichtes Gestrüpp zu den Ruinen.

Ein angebotenes Trinkgeld weist er mit stolzer Geberde, ruhig, finster zurück.

Wie über eine Halde, auf die der Gebirgsbach im Frühjahr Felsblöcke zerstreut, wandle ich dem Meere zu: ich muß von Stein zu Stein springen, Abstiege suchen wie von steilen Bergen. Worauf ich trete, sind zerbrochene Säulen, Tempelstufen,

Mauerstücke von Palästen. Donnergetöse kündigt die Nähe des Meeres. In furchtbaren Farbmischungen, tief dunkles Schwarz und grelles Weiß, ziehen die Wolken darüber hin. Nirgends ein Segel.

Das Mittagessen nehme ich im Wagen, der im Thorweg der Casa Florio steht. Ringsum ist alles sonntäglich ruhig. Im Hof spielen ein paar Bursche ein Kugelspiel, ohne Lärm, ohne Frohsinn, nicht wie Italiener. Das große grüne Hofthor steht zur Hälfte offen, hölzerne Ackergeräte, Besen, Bretter, lehnen an der Thorwand, ein paar magere Hennen laufen gackernd umher. Von Zeit zu Zeit fegt ein Windstoß einigen Regen in den Flur.

Wieder Palermo, 30. März, nachmittags. In der Bibliothek des Italieners Pais „Geschichte von Sicilien“ gelesen. Ich merke mir die Stelle an: „Rom war die Erbin von Syrakus . . . die römische Geschichte ist nichts anderes als die Fortsetzung der Geschichte von Sicilien und Großgriechenland.“





Montecassino.

Montecassino, Gründonnerstag, 2. April.
Man hat nicht mehr nötig, sich wie zur Zeit des Gregorovius auf dem uralten steinigen Pfad von einem Esel hinauftragen zu lassen oder in mehr als stundenlanger Wanderung selbst mühsam den Berg zu erklettern: eine bequeme Fahrstraße führt von dem Städtchen, das am Fuße des Klosterberges liegt, in vielen Windungen auf die Höhe. Oben ist eine Post- und Telegraphenstation.

Und das Städtchen trägt nicht mehr seinen mittelalterlichen Namen, San Germano, der uns an die Ausöhnung Kaiser Friedrichs II. mit dem Papst Honorius im Jahre 1230 erinnerte; der Gemeinderat hat vor einigen Jahren beschlossen, die Stadt in Monte Cassino umzutaufen, weil sie im Altertum Cassinum hieß. Dem modernen Italiener der Mittelklasse ist das Mittelalter etwas Unsympathisches und Fremdes, schon deswegen, weil er fast durchaus antikirchlich gesinnt ist, dagegen

sucht er, wo er nur kann, äußerlich an das römische Altertum anzuknüpfen.

Am Eingang macht den Besucher eine Tafel aufmerksam, daß das Kloster, aller seiner Einkünfte beraubt, die alte Gastfreundschaft nur in sehr beschränktem Sinn noch zu üben vermag: der Fremde erhält Herberge und Imbiß, aber er wird gebeten, dafür einen entsprechenden Betrag in einen der auf den Gängen aufgestellten Sammelkästen zu werfen.

In der Kirche war eben Fußwaschung, Der Abt selbst war vor kurzem gestorben; sein Stellvertreter, ein brünetter Mann in den besten Jahren, die kleinen, schlaun Auglein von der Brille bedeckt, vollzog sein heiliges Geschäft rasch und gründlich. Er benetzte nicht bloß, er wusch; er berührte nicht bloß mit dem Handtuch, er trocknete wirklich ab. Die alten Männer gebärdeten sich ziemlich gleichgültig, ein einziger küßte dem Priester, als er ihm Brot und Münze reichte, die Hand; die meisten schoben sofort die Münze vorsichtig in die Westentasche und bargen das Brot unter den Rock, einige aber behielten beides in der Hand, unbehülflich und starr, bis die heilige Handlung zu Ende war und ihre Angehörigen sie abholten. Die Kirche war sehr voll, die Frauen und Mädchen alle in der malerischen Tracht, die man in Rom nur mehr an den Modellen auf der spanischen Treppe zu sehen bekommt, so manche herrliche stolze Gestalt

darunter, doch keine einzige mit hübschem Gesicht; von den Alten gar viele hexenhaft häßlich.

Das Zimmer, das ich angewiesen bekam, war sehr klein und sehr dürftig möbliert: eine wahrhaftige Klosterzelle. Nach Norden gelegen, war es überdies eiskalt; höchstens 8° R. Zu Tisch gab es natürlich nur Fastenspeisen: Gemüse, Fisch, trockene Früchte. Aber besonders ein Gericht aus Artischofen und Blumenkohl war köstlich. Zwei große Speisesäle waren gefüllt mit Fremden; Laienbrüder bedienten, doch von den Mönchen aß keiner mit. Wie ganz anders war das in den österreichischen Benediktinerklöstern, in denen ich zu Gaste gewesen bin: in Kremsmünster, Göttweih, Seitenstetten! Von der Poesie des Klosterlebens war hier kein Hauch.





Zum zweitemal in Rom.

21. April. Wieder ein trüber, kühler Tag. Seit drei Wochen ist's nun so. Wo bleibt die römische Sonne? Ist sie ganz hinabgezogen? Will sie mir nicht mehr leuchten? Meine Seele ist traurig und still.

Heute ist der Tag der Gründung Roms. In den Zeitungen sind Festartikel. In einem davon sind Gelegenheitsverse von Carducci citiert, sie feiern zugleich die Befreiung Roms von der päpstlichen Herrschaft. Und der Dichter knüpft die Prophezeiung daran, Rom werde auch einmal die Völker frei machen: „An dem Tag wird sich in ruhiger Pracht der Himmel über das Forum spannen und Gesänge des Triumphs werden aufsteigen in die blauen Höhen.“ Das sind gar große Worte, ich habe kein Organ dafür. Und mir scheint, die Leute hier auch nicht mehr recht. Das Pathos Carduccis gilt auch hier schon als etwas antiquiert. Nach dem Abendessen — es regnet

wieder, aber mäßig und die Luft ist etwas milder — auf das Kapitol. In den Zeitungen stand, daß zur Gedächtnisfeier der Stadtgründung Kapitol und Forum beleuchtet sein würden. Wirklich brannten auf den Kandelabern, wo sonst zwei oder drei Flammen sind, deren fünfzehn, an jedem Fenster des Konservatorenpalastes und des Kapitoliniischen Museums — beides sind kommunale Gebäude — waren zwei Lichter angebracht, der Senatorenpalast, diese schwere riesige Masse, war ganz dunkel, nur der häßliche Turm darauf oben auf der Spitze gut, sonst hier und da spärlich beleuchtet. Eine Musikbande spielt lärmende Stücke aus modernen Opern, etwa 50 Menschen umstehen sie, nach jedem Stück hört man vereinzelt „Bravi“! Ein paar Fremde in Regenmänteln, mit Regenschirmen, gehen hin und her. Die Gassen und Treppen, die vom Kapitol aufs Forum hinab führen, sind wie immer, mäßig beleuchtet — hier geht ja abends niemand, auch heute nicht. Und das Forum liegt in einer wahren Totenruhe und Totenfinsternis. Nur wenn der Mond — er steht im ersten Viertel — ein wenig durch die Wolken dringt, sieht man die weiße Phokassäule. Auf dem palatinischen Hügel, wo die Hauptfeier sein sollte, ist auch alles still und dunkel. Ich wage mich bis zum Titusbogen, ein oder zwei Leute begegnen mir oder holen mich ein, Leute aus dem Volk, Arbeiter, die heimgehen, schweigsam und eilig. . .

Rom, 29. April. Endlich einmal ein ganz schöner Tag. Ich war Vormittag auf dem Monte Mario. Auf einer steinernen Bank vor dem Dominikanerkloster, wo Liszt einmal gewohnt hat, rastete ich. Die Straße, die vorbeiführt, hieß einst Straße des „Triumphes“, der Berg selbst „Berg des Jubels“. Hier sind die Heere der Deutschen gezogen, wenn sie ihre Könige zur Krönung nach Rom geleiteten, hier die Pilger, die von Norden kamen: von hier aus sahen sie zuerst die heilige Stadt und jubelten auf.

„Ist es dir auch ein Triumph und ein Jubel?“ sagte ich zu mir. „In einem grauen Pilgergewand kamst auch du: trägst du eine goldene Rüstung darunter, so wirf sie ab und laß die Waffen in der Sonne leuchten. Hochherrlich wölbt sich über die Wiese des Abhangs die Kuppel von St. Peter, aber dein Himmel — überspannt er sie nicht? Die Steine und Trümmer da unten: nicht du hoffe neues Leben von ihnen, sie müssen es empfangen von dir. Sieh', dort drüben sind Gräber wie nirgends in der Welt, dort modern die stolzesten und die heiligsten Gebeine. Aber wäre der Hauch des Lebens in dir, sie blühten dir wie Rosen entgegen aus ihren Grüften. Nein? Du fühlst ihn nicht, er schwillt nicht deinen Busen? O dann kehre zurück in den Nebel deiner Heimat!“

Drüben auf der andern Seite der Straße breitet sich hinter hohen weißen Mauern ein schöner

Garten aus, mit blauen Blütenbäumen, die herrlich duften. Ein rotes stilles Haus steht darin und daneben Cypressen und eine hohe dunkle Pinie. Die Luft ist regungslos. Die Stadt liegt weit in blendendem Mittagsglanz. Im Kloster hinter mir ist's schweigend wie in einem Totenhaus. Jetzt singt drüben im Garten ein Knabe. O was für tiefe Blicke öffnen sich einem hier ins eigene Leben!

Auf dem Rückweg durch das neue Viertel, das Zola so unheimlich geschildert hat. Er hat es übertrieben oder wenigstens ist es heute nicht mehr ganz so, heute, da sein Roman eben erscheint. Denn das Viertel ist doch schon so stark bewohnt, daß eine doppelte regelmäßige Omnibusverbindung eingerichtet ist, die Wagen fahren an meinen Fenstern vor der Ripettabrücke vorbei, sie kommen alle Viertelstunden und sind gut besetzt, früh und abends überfüllt. Aber immerhin ist es noch merkwürdig genug, dieses Viertel, eine der größten Sehenswürdigkeiten Roms, das kein Fremder zu besuchen versäumen sollte. Ja es ist so, als ob ein böser Zauberer in demselben Moment alle Arbeit an diesen Häusern unterbrochen und die Arbeiter in die Flucht gejagt hätte. Oder als ob soeben ein feindlicher Überfall stattgefunden hätte oder eine verheerende Pest ausgebrochen wäre. Alle Phasen der Entstehung eines Bauwerkes sind hier zu sehen, und nirgends wird mehr gearbeitet.

Hier und da ist bloß die Erde ausgehoben: da sind tiefe Gruben, die als Ablagerungsstätten dienen oder wo üppiges Unkraut wuchert. Es sind Häuser da, die bis zum ersten Stockwerk gediehen sind, andere bis ins zweite, dritte; aber sie haben keine Dächer, es fehlen die Thür- und Fensterstöcke, es fehlen die Plafonds. Andere sind fertig, aber unbewohnt und hermetisch verschlossen. Bei vielen Häusern fehlt der Anwurf, die Stukkatur, sie zeigen die rohen Ziegelmauern. Und es sind nicht etwa dürftige Bauten, von vornherein für arme Leute bestimmt, nein, Ringstraßenhäuser, mit Präntionen angelegt, architektonisch individualisiert. In den Untergeschossen ist alles auf große elegante Läden berechnet, sie sind jetzt von sehr armen Leuten bewohnt, in einigen sind übelriechende Garfküchen, Tabaktrafiken und Brauntweinläden etabliert. In der Mitte des Viertels ein Riesenplatz, mit einer halbfertigen Riesenkirche. Und die Straßennamen beschwören die stolzesten Erinnerungen der römischen Geschichte herauf; hier hat Julius Cäsar seine Straße, und Pompejus und Marius und Sulla und die Scipionen und Fabius Maximus. Dann Cicero, Horaz, Ovid, Tacitus, Cola Rienzi. . . .

Vom Monte Mario herabkommend, betritt man dieses Viertel mit der Via de Leone IV, eine der schmutzigsten, aber auch der belebtesten Straßen, denn hier ist die Grenze des städtischen Verzehrungssteuergebietes: eine hohe häßliche Bretterwand, die

die Straße der Länge nach in zwei Teile teilt, bezeichnet diese. Alles voll Mist, Eselkarren, Treiberlärm. Am Ende der Straße findet man sich am Fuß eines Hügel, dessen Höhe von einer altersgrauen Mauer umgeben ist. Darüber ragen Bäume und Gebüsch und die Rückseite eines gewaltigen Gebäudes. Was ist das? Ich befrage die Karte. Aber es ist ja der Vatikan! Das ist freilich etwas anderes, als der nüchterne, harmlose Barockpalast, den man auf dem Petersplatz sieht. Eine hoch aufgetürmte Festung, eine unzugängliche mittelalterliche Burg, an die sich geheimnisvolle Gärten schließen. Und die Fenster der Burg blicken auf die grauenvollen Häuserleichen der Prati; die moderne Baupekulation hat dem Papst wie zum Hohn diese Zinskafernen bis an seine Mauern gerückt, nun kann er sie in Trümmer fallen sehen, bevor sie noch vollendet sind.

25. April. Heute über die Prati zum Ponte molle, von da zur „Aqua acetosa“. Sonnige, staubige Landstraßen und Feldwege. An der Quelle, wo Goethe so gerne ruhte, lautes Treiben von Fuhrleuten; sie spannen hier ihre Tiere aus und lassen sie auf den dürftigen Wiesen weiden, ruhen dann selber am Brunnenrand oder im Schatten der spärlichen hohen Bäume. Knaben füllen bauchige große Flaschen mit dem säuerlichen Wasser und laden sie auf Handwagen: in Rom hört man sie dann mit dem eintönigen Ruf „Aqua acetosa“

durch die Straßen ziehen. Ein paar Schritt von der Quelle entfernt, hat man einen freien Blick auf den Tiber, der zwischen gelben Lehmwänden hier vorüber fließt.

In der Nähe die Osteria del Pescatore. Dort, in leidlicher Ruhe, nehme ich eine frugale Collazione. Wieder einmal schlag' ich den Zarathustra auf, ich muß selber lächeln, wie ich mit diesem Buch reise, so wie ein Geistlicher mit seinem Brevier. Aber es ist mir, als wenn diese dunklen hohen Worte einem hier im Süden verständlicher wären. Ich lese das Gespräch Zarathustras mit seinem Schatten und muß dabei an den Helden d'Annunzios, ja an diesen Dichter selber denken.

„Mit dir bin ich in fernsten, kältesten Welten umgegangen . . . mit dir strebt' ich in jedes Verbotene, Schlimmste, Fernste: und wenn irgend etwas an mir Tugend ist, so ist es, daß ich vor keinem Verbot Furcht hatte . . . alle Grenzsteine und Bilder warf ich um, den gefährlichsten Wünschen lief ich nach — wahrlich über jedwedes Verbrechen lief ich einmal hinweg — ‚Nichts ist wahr, alles ist erlaubt,‘ so sprach ich mir zu. ‚Leben wie ich Lust habe oder gar nicht leben,‘ so will ich's, so will's auch der Heiligste. Aber wehe! Wo hab' ich noch Lust? Habe ich noch ein Ziel? Einen Hafen, nach dem mein Segel läuft? . . . Was blieb mir noch zurück? Ein Herz, müde und frech, ein unstätter Wille, Flatterflügel, ein zerbrochenes Rück-

grat Wo ist mein Heim? Danach frage und suche und suchte ich, das fand ich nicht. O ewiges Überall, o ewiges Nirgendwo, o ewiges Umsonst!“

Zarathustra antwortet: „Du armer Schweifender, Schwärmender, du müder Schmetterling Solchem Unstäten, wie du, dünkt am Ende noch ein Gefängnis selig . . . Hüte dich, daß dich am Ende noch ein enger Glaube umfängt, ein harter, strenger Wahn.“

Alle die unreifen, unmächtigen Jünger des Meisters, alle seine falschen Ausleger und Mißverstehrer, alle die Apterpropheten des Übermenschen sind hier gekennzeichnet. Und nicht auch ein klein wenig du selber? Wehe, auch ein Stück von dir selber. Hier, in Rom, lernt man sich selber kennen.

Der enge Glaube aber, der „harte, strenge Wahn“: ist er denn so gar hart und streng? Dort drüben, unter der Riesenkuppel des Michel Angelo, will es einem nicht so scheinen. Dieser Glaube, er verlangt nicht, daß man das Fleisch töte, er verlangt nur, daß man beim Fleisch sich sehne nach dem Geist und in der Welt nach dem, was außer der Welt ist. Um seines Fleisches Sünden wird hier keiner verdammt, einzig um seines Geistes Sünden

Der Heimweg führt mich über die Höhen östlich von der Flaminischen Straße, ein endlos gleich-

förmiger Pfad zwischen hohen weißen Gartenmauern. Über die Mauern aber quillt üppige Frühlingspracht, die Vögel singen wonnige Lieder. Vor mir und über mir lachende Himmelsbläue, ein frischer Wind weht mir ins Antlitz. Im Rücken aber droht eine tiefschwarze Wolkenwand, immer höher steigt sie und scheucht mich vor sich her. Wie ich die Porta del Popolo erreicht habe, liegen Himmel und Erde wieder in trübem Grau. Nein, es giebt keinen Frühling mehr für mich, auch hier nicht

26. April, Sonntag. In der Kirche S. Maria di Monserrato, der spanischen Nationalkirche. Sie ist in der Straße, in die Zola seinen Palazzo Bocanera verlegt, in der Via Giulia. Die Physiognomie dieser Straße hat er vortrefflich geschildert und auch die der zahlreichen kleinen Kirchen in ihr und ihrer Umgebung. Sie sind fast immer geschlossen, nur am Morgen eine kurze Stunde geöffnet, während der Frühmesse. Auch da sind nur ein paar alte Leute darin, es ist wie in einer Hauskapelle. In Santa Maria di Monserrato ist Alexander VI. begraben, deswegen komme ich her. Bis vor kurzem wurden die Gebeine dieses Papstes in einer hölzernen Kiste aufbewahrt, die hier in der Sakristei stand. 1881 hat König Alfons XII. den Auftrag gegeben, die Reste der beiden Päpste spanischer Nationalität — Alexander und Calixtus III. — in der Kirche selbst in einem würdigen Mau-

soleum vereinigt zu bestatten. Der spanische Bildhauer F. Moratilla, der seit Jahren in Rom lebt, wurde mit der Ausführung desselben betraut. Es ist ein Marmorsarkophag, der an der rechten Wand der rechten Seitenkapelle rechts in Manneshöhe angebracht ist und vorne die Reliefsporträts beider Päpste trägt. So ist denn das Andenken des größten aller Sünder auf dem heiligen Stuhl, den die Kirche selbst preisgegeben hat, in einer Kirche erneuert!

27. April. Abends wie gewöhnlich bei dem Colonne, einem kleinen Gasthaus hinter S. Carlo de Lombardi. Hier versammelt sich täglich eine kleine Gesellschaft von deutschen Künstlern. Es sind meist junge Männer, die von ihren Regierungen mit Stipendien hierher geschickt wurden, Reichsdeutsche und Österreicher. Alle diese wissen nicht genug über Rom zu schmähen. Nicht bloß über Essen und Trinken, Rauchen und Wohnen — über das natürlich auch. Aber dann über die Stadt selbst, das Leben, ihre alte und neue Kunst: es sei verlorene Zeit, die sie da zubrachten, in Rom sei für den modernen Künstler nichts zu holen. Und die zwei älteren Herren, die dabei sind und schon viele Jahre in Rom wohnen, stimmen zwar nicht ein, aber sie widersprechen auch nicht, Enthusiasmus, ja nur Zufriedenheit äußern auch sie nicht; einer sagt mir, die glücklichste Zeit des Jahres seien die paar Wochen im Sommer, die er in Tirol oder Vorarlberg zubringe. Nur einer ist, ein hoher

Dreißiger, ein Wiener, der etwa so lange hier ist wie ich; der ist schon ein fanatischer Römer geworden; an Osterreich, an Wien will er auch nicht das geringste Gute lassen, und so reizt er ebenso zum Widerspruch wie die andern.

In später Stunde bringt ein neuer Ankömmling frisches Leben in die Gesellschaft: ein junger Bildhauer aus München. Wie ein derber Windstoß dringt er herein, schilt die Kellner, schlägt auf den Tisch, spricht sehr laut deutsch, gebärdet sich wie in einer Studentenkneipe. Aber es steht ihm gut. Die Italiener sehen sich nach ihm um, aber lächelnd-wohlwollend, sie kennen ihn schon. Er schimpft auch viel über Rom, aber wie über eine Geliebte, von der man loskommen möchte und nicht kann. Ich habe den Eindruck, daß er der bedeutendste an dem Tisch hier ist, daß er als Künstler etwas leisten muß. Von einigen Renaissancebüsten spricht er mit einer Art von widerwilliger Anerkennung, Scheltworte dazwischen — „diese verfluchten Luder“ und dergleichen. Dann spricht er von Rutschern, Wirten, Ruffiani, Weibern! Da ich ein Neuling hier bin, so belehrt er mich; in einem komisch-väterlichen Ton, so wie zum Fuchsen sein Leibbursch spricht . . .

Mit ihm kam ein wunderschöner großer Hund, ein geborner Römer, der aber immer irgend einem deutschen Künstler angehört: wenn dieser Rom verläßt, übergiebt er den Hund einem Freund, der ihn wieder behält, so lange er in Rom bleibt und so fort.

Der Hund heißt Krause und hört nur auf deutsche Zurufe.

1. Mai. Daß die Peterskirche auch ein Symbol stillen Gottesfriedens sein kann, hätte ich nie gedacht. Ich war heute in der Villa Pamfili, da ist eine Stelle im Park, wo man über die niedere Mauer hinüber in eine Mulde sieht, eine grasbewachsene stille Mulde: und da — man traut seinen Augen nicht — da wächst St. Peter aus dem Boden heraus, und man sieht nichts von seiner Umgebung, nicht den Vatikan und nicht die Häuser auf der Piazza Rusticucci und nicht die Arkaden des Bernini. Nur ein ärmliches Gehöft mit einem häßlichen langen Schornstein, einen Ziegelofen oder so etwas dergleichen, sieht man noch in einiger Entfernung von der Kirche. Und es ist doch ganz nahe, dies seltsame Bild, in zehn Minuten müßte man es erreicht haben. Aber von Rom, von der Welt und ihrer Herrlichkeit und ihrer Qual, von Päpsten und Königen, von Tramwaygeklengel und Zeitungsausrufern ist man wie meilenweit entfernt. In dieser Kirche, denkt man, kann niemals Festtagsmusik ertönen, nur ein melancholischer Gesang und murmelnde Gebete. . . .

Einen anderen, ganz anderen Eindruck hatte ich von der Peterskirche neulich vom Pincio aus. Es war zur Zeit des Sonnenuntergangs; aber die Sonne war nicht sichtbar, im Westen stand tief-schwarzes Gewölk. Nur in der Nähe des Horizontes

war es zerrissen, ein langer, purpurner Streifen durchschnitt es. Und der Streifen war wieder durch die dunklen Umrisse der Peterskuppel unterbrochen. Mir schien sonst die Peterskirche von Pincio aus gesehen — ich gestehe es — nicht gar so großartig; einmal habe ich sie bei flüchtigem Hinblicken gar mit S. Carlo verwechselt. Aber diesmal sah sie so grauenvoll riesig aus! Und das purpurne Licht rings um sie, es machte den Eindruck noch unheimlicher. „So müßte der Farbenton über Erde und Himmel am Tage des Gerichtes ausgebreitet sein (Goethe).“ Und St. Peter ist wie ein Gebirge, auf dessen Höhen der Richter erscheinen wird mit dem flammenden Schwert, zu richten die Lebendigen und die Toten . . .

6. Mai. Auf dem Forum überraschte mich heute ein heftiger Platzregen, ich suchte Schutz in der Vorhalle der Kirche Santa Francesca Romana. Dort fand ich rechts vom Eingang auf der weißgetünchten Wand folgende Bleistiftinschrift:

Cara Roma!

Non solo me fai patire la fame, ma pure pene di inferno. E meglio di finirla. Vado a buttarmi nel Tevere.

O voi che legete, non credete che scherzi! Compatite e pregate per questo povero infelice.

Zu deutsch: „Geliebtes Rom, du läßt mich nicht nur Hunger leiden, sondern auch Qualen des Siech-

tums. Es ist besser zu enden, ich gehe in den Tiber. O ihr, die ihr dies leset, glaubt nicht, daß ich scherze! Habt Mitleid mit dem armen Unglücklichen und betet für ihn.“

Es giebt eine mehrbändige Sammlung aller Inschriften, die sich in den Kirchen Roms finden. Sie ist von dem gelehrten Forcella. Ich liefere hier einen bescheidenen Nachtrag dazu. Ist es nicht echt römischer Stil, daß der Verzweifelte, bevor er in den Tod geht, den Griffel nimmt und auf der Wand einer Kirche die Geschichte seines Unglücks in lapidaren Zügen der Welt verkündet?

12. Mai. In den ersten Nachmittagsstunden auf der Piazza Barberini und bei den Cappucini. Hier hat an einem feuchten Herbstabend, wo hinter dampfenden Wolkenschwaden die Sonne blutrot unterging, Gabriele d'Annunzio die erste seiner römischen Elegien erfunden.

Der Dichter verläßt das Haus seiner Geliebten. Langsam schlendert er durch die Straßen, durch die der letzte Lärm des Tages rollt; es knirschen die Lastwagenräder, aus ermüdeten Kehlen tönt ein rauhes Rufen. Wie trunken geht er dahin. Plötzlich fühlt er aus seinem Herzen eine neue hohe Begierde aufsteigen, sie schwingt sich die toten Mauern hinauf, sie dringt durch die Feuerzone, die der Herbstabend zwischen den schwarzen Wolken auf dem feuchten Himmel entzündet hat:

„In mir ist kein Gefühl von Ort noch Zeit.

Die Dinge rings um mich wissen von meiner neuen
Wonne, drum leuchten sie so rot.“

„Die Wolken glühen wie vom Blut erschlagener
Ungeheuer, ein roter Strom bricht es aus ihren
dunklen Flanken.“

„Von zitternden Purpurlichtern umsäumt leuchtet
oben das weite Haus der Barberini.“

„Mir ist, als wär' mir der Palast bestimmt
für meine neue große Liebe, ich träum' in ihn
hinein die neue große Liebe.“

„Glutheiße Liebe, süßes Schwelgen, endloses
Nichtsthun, Kraft stärker als jede Menschenkraft,
ein leichteres Leben . . .“

„Es giebt, so lispelt mir Chimera in mein
wundes Herz, noch süßere Früchte, dir unbekannte
Wonnen . . .“

„Gebt mir, lispelt mein Herz, gebt mir, o
holde Augen, die Trunkenheit, die ich noch nie ge-
kostet, gebt mir die unbekanntten Wonnen.“ . . .

„Vom Quirinal herüber hauchen kühle Lüfte,
vom Esquilin herüber grüßet im Abendrosenrot
Santa Maria Maggiore. . .“

Die letzten Zuckungen ersterbender Leidenschaften,
die ersten Ahnungen einer neuen, die aber auch schon
wieder den Keim des Todes in sich trägt — das
sind Lieblingsvorwürfe d'Annunzios. Dazu wählt er
immer einen Schauplatz mit symbolischen Eigen-
schaften. Hier das grelle Abendlicht zwischen den
schwarzen Wolken, der hohe Schnörkelbau, die ferne

Kuppelkirche, der verklingende Lärm in den Straßen . . .

Auf einer Loggia hoch über der Piazza Barberini hat Friedrich Nietzsche in einer schwermütigen Frühlingsnacht das „Nachtlied“ im zweiten Teil des Zarathustra gedichtet. Aus der Umgebung ist nur ein Symbol genommen: das Klauschen der Brunnen in der Tiefe. Drüben die Nacht „mit ihren Funkefsterne und Leuchtwürmern.“

„Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.“

„Nacht ist's: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.“ . . .

Ich sehe mir den Platz recht genau an. Auf den ersten Blick bietet er gar nichts besonderes. In der Mitte ein Brunnen, viele Droschken. Rechts ein großes, gelbes Haus, hinter dem sich schloßartig ein anderes aufstürmt, beide sehen ziemlich neu und nüchtern aus. Im Hintergrund eine Rampe mit Bäumen bepflanzt, oben steht die Kapuzinerkirche. Wendet man sich nach rechts, wo die Via delle quattro fontane ins Thal gegen den Esquilin sich senkt, so erblickt man die große Kuppelkirche St. Maria Maggiore. Nichts gemahnt daran, daß man auf klassischem Boden steht, keine Spur auch von dem mittelalterlichen Rom, kaum eine Ahnung von dem Rom der wahren echten Renaissance. Der

Palast da oben ist von Maderna und Bernini, der Brunnen mit dem Wassergott, der in ein Muschelhorn bläst, von Bernini, die Kapuzinerkirche wurde 1624 erbaut, Santa Maria Maggiore hat seine gegenwärtige Gestalt zwischen 1670 und 1676, zwischen 1740 und 1748 erhalten. Es ist alles, alles barock. Aber wer für die Barocke ganz unempfindlich ist, dem schweigen drei Viertel von Rom. Darin hat die Moderne recht, die Barocke giebt soviel Stimmungen. . . .

Jetzt, in der breiten grellen Frühlingsnachmittags-sonne atmet alles satte Ruhe, Mittagsmahl-Nachgefühle, helle Halbträume der Siesta. . . .

14. Mai. Ich habe meine Straße in Rom, ich habe meine Straße! Heute, da ich vom Pantheon hinüber zum Monte Citorio gehe, lese ich an einer Straßenecke die Aufschrift „Bia della Guglia“. Freilich „della Guglia,“ nicht Guglia schlechtweg, nicht einem berühmten Namensvetter zu Ehren, sondern nach der Pyramide auf dem Platz Monte Citorio ist das Gäßchen genannt. Aber das thut nichts, der Name steht doch da. Es giebt mir ein Gefühl der Befriedigung und Sicherheit, meinen Namen auf einer römischen Straßentafel zu lesen. Es mag kindisch sein, aber ich habe das Gefühl.

16. Mai. Einen Augenblick war ich heute wieder einmal in der Laterankirche. In einer stillen Kapelle, rechts vom Presbyterium, ganz abseits von der schimmernden Pracht der eigentlichen Kirche liegt

der berühmte Laurentius Balla begraben. Ist's nicht eine Ironie? In der Haupt- und Mutterkirche der Christenheit hat dieser seine letzte Ruhestatt gefunden! Balla hat in seiner Schrift „De Voluptate“ an den Fundamenten nicht nur der christlichen, sondern jeder Moral gerüttelt. Es kommen Sätze darin vor, die an Niebische oder Stirner erinnern. Die Menschen, sagt er einmal, können nichts dafür, wenn sie böse seien, das sei ihr natürliches Recht: „Nötige doch die Fledermaus, das Licht der Finsternis vorzuziehen, überzeuge doch den Maulwurf, daß es besser sei, auf der Oberfläche der Erde zu bleiben als in ihren Eingeweiden zu wühlen . . . verlange doch von dem Tauben, daß er höre, von dem Stummen, daß er rede, von dem Lahmen, daß er laufe!“

Balla hat auch zuerst den Glauben an die Konstantinische Schenkung mit guten Gründen erschüttert. Er war Chorherr an dieser Kirche. Auf dem schmucklosen Sarge ist er ruhend in Lebensgröße abgebildet: ein hageres, gutmütiges, altes Gelehrtengeſicht.

17. Mai. Vormittags auf dem Palatin. Unleidliches Wetter. Bald trüb und frostig, bald greller Sonnenschein, jetzt wirbeln rauhe Windstöße riesige Staubwolken auf, dann brütet wieder stille, dumpfe Schwüle. Ich sitze in den Anlagen auf dem Platz, wo einst der Palast des Tiberius war und lese im Tacitus über diesen Kaiser. Eine Stelle

fällt mir auf: *Mihi quanto plura recentium seu veterum revolvo, tanto magis ludibria rerum mortalium cunctis in negotiis observantur.* Das also war die letzte Einsicht, zu der der ernsteste aller Historiker gelangt ist: Die Märchen der Weltgeschichte ein loses Gaukelspiel!

Nachmittags, um 3 Uhr in dem prachtvollen Saal der *Associazione della Stampa* auf der *Piazza Colonna*. Vortrag eines Herrn *C. Bighi* über *Zolas Rom*. Von meinem Platz aus sah ich die Fenster des Zimmers im *Albergo Centrale*, wo ich die ersten Stunden in Rom verlebt, die Sonne über dieses Haus hier habe untergehen sehen. Wie viel liegt da schon dazwischen! Wie viele Scheit vom Holz des Lebens sind seitdem wieder ins Feuer geworfen! Und die Flamme will nicht recht in die Höhe lohen, dunkler Rauch qualmt immer drüber hin.

Der Redner spricht nur die Eingangsworte italienisch, dann französisch. Er liest alles von einem Manuskript ab. Er läßt kein gutes Haar an dem Roman. In der ästhetischen Beurteilung hatte er ja recht. Zuletzt redete er sich in eine leidenschaftliche Entrüstung hinein: Das Buch sei eine Beleidigung für die Römer, für die römische Gesellschaft! Giftmorde gäbe es hier nicht und wenn sie vorkämen, so seien Richter da so gut wie in Paris und Berlin. Die französische Magd, die *Zolas* eigene Meinung über Rom und Italien am deutlichsten auszusprechen scheine, sei sittlich ver-

kommen u. s. f. Aber wie viel und scharf und zuweilen ungerecht der Vortragende tadelte: er sprach es doch nicht aus, warum Zola Rom nicht wahrheitsgetreu schildern konnte. Ranke sagt irgendwo von Herodot: er haßte die Barbaren nicht, wie könnte er sie sonst schildern! Von Zola darf man sagen: er liebte Rom nicht, wie konnte er es da schildern! Goethe nennt Rom einmal ein Ungetüm, aber er bezwang doch dieses Ungetüm, er hatte die Liebe und sie verwandelte sich ihm in eine goldene Märchenprinzessin. Für Zola aber bleibt's ein Ungetüm, drohend, unnahbar, unverständlich: mit seinem Helden atmet er auf, da er es nach kaum dreimonatlichem Aufenthalt wieder verlassen kann. Es bleibt ihm aber das Verdienst, das Rom so, wie es sich heute äußerlich darstellt, mit der ganzen virtuosen Kunst, die er im Beschreiben besitzt, beschrieben zu haben. Mag sein, daß er eine Menge Beobachtungen von anderen hat — über seine Flüchtigkeit in der Besichtigung der Denkmale habe ich hier die drolligsten Geschichten gehört — aber das Große ist, wie er sie verknüpft. Es ist im Grunde dieselbe Taktik, wie er sie im „Bonheur des Dames“ oder im „Argent“ oder im „Ventre de Paris“ anwendet. So wie dort wohnt auch hier hinter all der Fülle realistischer Details ein phantastisches, grausames, menschenvernichtendes Wesen. Auch davon sagte Herr Bighi kein Wort.

18. Mai. Auf einem großen Nachmittags-

rundgang durch alte und neue Stadtteile komme ich in die Via della Purificazione, in der Nähe der Via Sifstina. Hier — im Haus Nr. 63 — hat Gregorovius lange gewohnt. Hier „stand die Geschichte der Stadt Rom in seinen Nächten über ihm, wie ein fernes Gestirn.“ Ich lese jetzt seine römischen Tagebücher, da tritt er mir viel näher, als in dem achtbändigen Geschichtsbuch, er hat Worte darin, die mächtig ergreifen.

„Das Schaffen ist ein langsames Entfernen von dem ersten Trieb, davon man ausging und worin etwas Beseligendes lag.“ Je weiter sein Haupt- und Lebenswerk vorschritt, desto länger wurden die Schatten um ihn.

19. Mai. Von dem neuen, stark belebten Corso Vittorio Emanuele führt nach Süden ein kleines Gäßchen zu der Kirche S. Nicolo de Cesarini. Daneben war einmal ein Karmeliterkloster, jetzt dient das Gebäude der italienischen Gesellschaft vom Roten Kreuz. Im Hofe desselben stehen Reste eines Benustempels aus republikanischer Zeit; man erkennt noch, daß es ein kleiner Rundbau in der Art des sogenannten Vestatempels am Tiberufer war. Von den Säulen behaupten einige, sie seien jonisch, andere korinthisch. Das Mauerwerk zwischen den Säulen ist wohl mittelalterlich. Ein antiker Behälter — vielleicht ein Sarg — dient den Bewohnern des Hauses zu Ablagerung des Kehrichts. Von allen Seiten blicken Fenster von Küchen,

Hinterstuben und Kumpelkammern in den engen, grauen Hofraum hinab. Den größten Teil desselben nimmt nicht der Tempelrest ein — der bildet nur die Rückseite — sondern ein großer Sanitätswagen. Der Hausmeister, der mich führt und zugleich Bediensteter der Gesellschaft ist, fordert mich auf, doch auch diesen Wagen zu besichtigen, seiner Meinung nach etwas viel Sehenswerteres, als jene dürstigen, zweitausend Jahre alten Trümmer. Umsonst, daß ich sage, es interessiere mich nicht, er nötigt mich hinein; ich muß mir die Matratzen, die Decken, das Verbandszeug ansehen. So drängt das neue Rom auch hier wieder das alte Rom selbstbewußt und rücksichtslos zur Seite, in den dunklen Hintergrund. Der Wagen schien mir in der That sehr praktisch eingerichtet.

21. Mai. Heute im Mausoleum des Augustus; es liegt in einem abgelegenen Winkel des Marsfeldes versteckt, ganz von Zinshäusern umbaut und beinahe unauffindbar. Man muß sich in der *Via de' Pontefici* Nr. 57 bei der Hausmeisterin melden. Im Hofe sieht man einen kleinen Teil des äußeren Mauerwerks, ein größerer Teil ist in dem Hofraume eines Nachbarhauses an der sogenannten *Ripetta* sichtbar: beide Reste lassen erkennen, daß der Bau Ähnlichkeit mit der Engelsburg hatte, nur freilich in bescheideneren Dimensionen aufgeführt war. Im Innern befand sich bis zum Jahre 1881 ein Theater, das *Teatro Umberto*. Die Regierung,

so erklärte mir die Hausmeisterin wolle nicht, daß an einem solchen Orte Theater gespielt werde. Aber auf den öden Korridoren, wo uns eine große Kaze jammernd folgt, sind noch die Garderobe-einrichtungen zu sehen, — rohe Bretterverschläge, das Holz fängt an zu vermodern. Dunkle Treppen führen seitwärts in die Grabkammern, sie zeigen noch hier und da Marmorverkleidung. Meine Führerin bezeichnet die Stelle, wo das Grabmal des Augustus war. „Ist das sicher?“ frage ich, „Ganz sicher,“ antwortete sie überzeugt, „nach der römischen Geschichte.“ Dann zeigt sie mir eine schmierige Abbildung des Mausoleums aus dem 18. Jahrhundert: Da lag es, von Cypressen umgeben, frei auf einem Hügel, zu dessen Füßen der Tiber floß. Also alle die uralt aussehenden Zinshäuser ringsumher sind keine zweihundert Jahre alt. . . .

Ich bin froh, da ich die unheimlichen Räume wieder verlasse, das Heulen der armen Kaze nicht mehr höre, die da drin, im dem Grabraum des Imperators, eingesperrt bleibt, vermutlich — weil da so viele Ratten ihr Wesen treiben. Und ich denke an die Zeit, wo sich die prunkvollen Leichenzüge der claudischen Kaiser über das Marsfeld hierher bewegten: „plena urbis itinera conlucentes per campum Martis faces — durch alle Straßen der Stadt und über das Marsfeld hin leuchteten die Fackeln.“

23. Mai. In der Animafirche, während des Requiems für den eben verstorbenen Erzherzog

Karl Ludwig, fällt mein Blick auf einen Grabstein: der gerade vor mir an einer Säule angebracht ist, ein schelmisch lächelnder Engel schwebt über der Inschrift: ein Jodocus Pfingsthorn aus Köln ist hier begraben, 1606 verstarb er. Das Relief atmet noch die Grazie der Renaissance.

Jodocus Pfingsthorn! Einer von den ungezählten Namenlosen, die vom Norden gekommen sind, um die ewige Stadt zu sehen und ihre Sehnsucht mit dem Tode büßten? Oder ein Kaufmann, den Geschäfte herführten, oder einer von den diplomatischen Agenten, von denen, so lange die weltliche Herrschaft des Papstes dauerte, die Stadt wimmelte? Ich weiß es nicht und habe auch keine Lust, über diesen Jodocus Pfingsthorn Forschungen anzustellen. Genug, daß er in Rom die ewige Ruhe ruhen darf, daß ein so lieblicher Genius sein Grab umschwebt, daß zweihundertneunzig Jahre nach seinem Tod ein Landsmann hier in dieser finstern Kirchenecke sein gedenkt, während der Chor da oben ihm ein prächtiges Schlummerlied singt, ihm zugleich mit einem Fürsten deutschen Geschlechts.

28. Mai. Heute Nachmittag in Frascati; ich war schon einmal dort und hatte da einen ganz reinen sicheren Tag, wie ich ihn heuer sonst nur in Sicilien erlebte. Ein wunderbares Plätzchen in der Villa Tusculano auf einer steil ansteigenden Wiese voller Blumen, bei einer Gruppe von vierzehn Cypressen, mit dem Blick auf Campagna und

Meer, lockte mich zum zweitenmal hinaus. Der Vormittag war schön und heiß, aber — wie beinahe täglich — um 4 Uhr verschwindet die Sonne, dicke schwere Wolkenschwaden wälzen sich vom Gebirg zum Meer, das allein noch in hellem Glanze liegt.

Ich steige bis zum Amphitheater, dort ruh' ich in tiefster Waldeinsamkeit, zwischen gelben und roten Blütenstauden und lausche dem Gesang der Vögel, es ist heimatlich traulich. In den Gedichten von Gregorovius geblättert. Ich weiß nicht: seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ gefällt mir doch am wenigsten von allem, was er geschrieben hat, ich kann mir nicht helfen, ich finde so viel Überflüssiges darin und so viel Triviales. Die „Tagebücher“ sprechen mich ungleich mehr an. Und auch von den Gedichten mehrere. So die Schilderung eines Campagnaabends, die ich ihm jetzt hier recht nachempfinde. Sehr schön vergleicht er darin die Trümmer der Aquädukte mit Pilgerzügen:

Fernher seh' ich Pilgerscharen
Aufgereiht in langen Zügen
Durch die stillen Fluren wandeln
Lautlos wie im Geisterschritt.

Braune Mäntel tiefzerfetzte
Hangen um die Riesenleiber,
Und sie tragen um die Häupter
Ephelaub und Lorberfranz.

29. Mai. Ein ganz strahlender Morgen läßt endlich einen wolkenlosen Sommertag hoffen. Aber nein! Um Mittag erhebt sich bereits wieder die schreck-

liche graue Wolkenwand über den Bergen. Ich fahre noch Tivoli, kaum bin ich in der Villa d'Este, so bricht ein starkes Ungewitter los. Ich muß aus dem verwilderten Garten hinauf in den Porticus flüchten und hier bei strömendem Regen drei Stunden ausharren. Rom erreicht das Gewölke nicht, ich sehe es, ich sah St. Peter jenseits des dichten Regenschleiers, der die Campagna einhüllt, im hellen Sonnenglanz.

Dieser öde Garten, dieses stille Haus, diese leise fließenden Brunnen, diese verfallenen Götterbilder müssen einen tiefernsten Eindruck machen, auch wenn ein wolkenloser Himmel sich über sie spannt und jeder Reiz des Frühlings über den Fluren liegt. Heute weht es wie eine Friedhofsstimmung über diesen Cypressen und Marmorstatuen. Es ist nicht möglich heute, sich diese Terrassen, diese Alleen von den Helden, Frauen, Dichtern belebt zu denken, die sie einst beschritten. Sie sind alle tot, ihr Purpur ist zu Asche worden, ihre blutenden Leiber zu morschem Gebein, ihr Gesang verweht im Brunnengeriesel und Windesrauschen. Das verwitterte Wappen der Este da oben — Adler und Lilie — es prangt wie auf einem steinernen Sarg.

2. Juni. In der Via de' Prefetti, einer engen Gasse des Marsfelds, ist eine Gedenktafel an Morse, den Erfinder der elektrischen Telegraphie, der hier einmal gewohnt hat. Wie seltsam berührt

diese Erinnerung hier in dieser Stadt! Freilich, er war auch Historienmaler. Und als er hier wohnte (1829), hatte er die Telegraphie noch nicht erfunden.

Der junge deutsche Bildhauer machte mich mit einigen seiner Freundinnen bekannt: es ist aber keine einzige Römerin darunter. Bis auf eine — eine Sicilianerin — haben sie nicht einmal etwas spezifisch Italienisches an sich, man hätte ihnen eben so gut im Quartier latin begegnen können. Amelia, die Sicilianerin, ist etwas dick für ihr Alter (achtzehn Jahre angeblich, vielleicht zwanzig), aber mit den schönsten Händen und Füßen, dem zartesten Teint, dunklen, viel sagenden Augen, schwel lendem blüthenhaften Mund, süßestem Geruch der Jugend. Aber den himmlischen Hals und Nacken, diese köstliche den Malern und Bildhauern so wohl bekannte Linie, in der das Haupt aus diesem hervorwächst, hat sie nicht. Auch die anderen nicht, denn das ist echt römisch. Unter den Mädchen im Volk, in Trastevere oder in Parione, da sieht man's noch am öftesten.

Abends wohl zum letztenmal auf dem Aventin. Die Abschiede beginnen. Der Aventin hat mir viele schöne Stunden gegeben. Dieser Stadtteil, der so selten von den Fremden besucht wird, ist am meisten römisch. Nicht daß hier so viel aus dem antiken Rom erhalten wäre, im Gegenteil. Der Aventin, auf dem im Altertum das berühmte Heiligtum der Diana stand und ein Tempel der Juno

und Minerva und ein Tempel des Jupiter Dolichenus, und ein Tempel der Libertas und ein Tempel der Bona Dea, wo die Bäder des Vicinius Sura lagen, wo der Dichter Ennius wohnte und Trajan, bevor er Kaiser wurde, wo Remus die Auspicien zur Gründung der Stadt eingeholt hat, wo das Grabmal des Titus Tatius war, wo die Anhänger des Cajus Gracchus sich gegen die Optimaten verteidigten, wo noch in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters alles voll schimmernder Paläste war: dieser Aventin ist jetzt eine Einöde. Aber die Maler werden mich verstehen, wenn ich sage: hier ist's am meisten römisch in Rom. Hier weht der Genius der Einsamkeit, hieher dringt kein Ton aus dem Treiben der modernen Kapitale.

Zwischen hohen weißen Gartenmauern und braunen Hecken führen holperige Wege den Hügel hinauf und über ihn hin. Keine anderen Gebäude sind hier als ein paar Kirchen und Klöster, die niemand besucht, ein Blindeninstitut, die städtische Desinfektionsanstalt, ein ländliches Wirtshaus, ein paar Hütten und Scheunen.

Am einsamsten ist die Kirche Santa Prisca. Diese soll an der Stelle stehen, wo sich einst der berühmte Dianatempel erhob. Sie ist auch die unscheinbarste von allen. Die Pforte ist verschlossen, es ist kein Bettler da, wie vor Santa Sabina, um die Glocke zu ziehen: ich läute selber. Ein dicker freundlicher Franziskaner öffnet. Seine Kutte ist

schmierig, sein rotes Antlitz glänzt wie mit Fett bestrichen, er schnupft stark und gebraucht ein großes blaues, wollenes Sacktuch, wie unsere Bauersleute. Aber er ist einmal ein Römer, einer der wenigen, die ich während meines Aufenthalts kennen gelernt habe. Er ist sehr gesprächig und klagt viel über die schlechten Zeiten, scherzt aber doch wieder selbst darüber. Unglaublich gering allerdings sind die Pfründen, die die Regierung nach Einziehung sämtlicher Kirchengüter diesen Mönchen giebt, 200 bis 300 Francs jährlich. Davon müssen sie leben, dafür die Kirche hüten und den Gottesdienst halten. Gerade unzufrieden ist aber dieser mit seinem Lose nicht: ewig nur Gemüse essen, ist wohl hart, aber das Leben gefällt ihm trotzdem.

Das Schönste an der Kirche ist die Aussicht von dem verwahrsten Garten aus, der hinter ihr liegt. Man genießt diese aber auch im Garten einer danebenliegenden Osteria. Beide blicken auf das breite Thal, wo einst der Circus Maximus lag und sich jetzt die häßlichen Gebäude der Gasanstalt erheben. Drüber hin sieht man geradeaus, die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, rechts die Kirchen auf dem Caelius, links den Turm des Senatpalastes auf dem Kapitol, in weiter Ferne hinter Cypressen aufragend die Rückseite der Statuen über der Fassade von S. Giovanni al Laterano, die Kuppeln von Santa Maria Maggiore und ganz rechts auf einem samem Feld — aber noch innerhalb der Stadt-

mauern — die gigantischen Mauertrümmer der Thermen des Caracalla.

Heute erwart' ich hier den Sonnenuntergang. Es ist ganz die Scenerie, die das Lied jenes alten Zauberers schildert:

Bei abgehellter Luft
wenn schon des Mondes Sichel
grün zwischen Purpurröten
und neidisch hinschleicht,
— dem Tage feind
mit jedem Schritte heimlich
an Rosen-Hängematten
hinsiehend, bis sie sinken,
Nachtabwärts blaß hinabsinken —

— — — — —
Bei abgehellter Luft
wenn schon des Tau's Tröstung,
Zur Erde niederquillt

Ich denke über ein Buch nach, das man schreiben könnte: Die Schicksale eines Jüngers Zarathustras in Rom. Im Colosseum, in den Calixtuskatakomben müßte er irre werden an dem Evangelium seines Herrn und Meisters. Einsamkeiten, Dämmerungen wie diese hier müßten ihn zerbrechen. Mit bösen Blicken müßte er von hier auf Rom hinabsehen und sagen: „Ich blicke starr in deine Abgründe wie der Adler, aber es wandeln keine Lämmer drunten, oder mir fehlen die Adlersflügel, die mich abwärts tragen. Heißhungrig bin ich wohl und Lammeslüstern, aber mir fehlen die Krallen und

die Zähne. Für mich sind keine Lämmer da unten, da unten nicht und nirgends. Ich habe Adler- und Panthersehnsuchten, aber keine Adlerklauen und kein Panthergebiß."

4. Juni. Heute mit dem Maler in Orvieto beim Corpusdominifest. Auf der Rückfahrt in einem Coupé 3. Klasse, sah ich Mädchen mit dem echt römischen Nacken. Sie waren aus dem Kleinbürgerstand, in geschmackvollen, einfachen Sommerkleidern. Ich sitze Rücken an Rücken mit ihnen, bald berühre ich die Schleifen ihrer Strohhüte, bald ihr reiches, dustendes Haar; und da sich Hut und Schleifen und Mantille auf der Fahrt jeden Augenblick verschieben und die zierlichen Hände fortwährend zu thun haben, das zurecht zu rücken und neu zu befestigen, so berühren mich auch diese. Und wenn ich mich umwende, dann sehe ich diese herrlichen Nacken, diese reizenden Linien. Sie plaudern in einem fort. Nicht eine Spur von Koketterie.





Neapel, Pompeji, Capri.

Neapel. 12. Juni. Seit drei Tagen bin ich hier, wohne auf der Höhe der Rampe Brancaccio: von meinem Fenster, ja vom Bett aus, seh' ich aufs Meer und auf Capri.

Es ist nun Sommer, ja. Aber ist das nicht der leibhafte süddeutsche Sommer, in dem fast kein Tag der Himmel wolkenlos ist, meist die Sonne nur durch eine trübe, gleichförmig graue Wolkenschicht durchschimmert und bleierne Schwüle mit Regen und kühlem Wind wechselt! Die Abende sind geradezu kalt, unmöglich ohne Überzieher im Freien zu sitzen oder in den offenen Tramwaywagen zu fahren.

Von den berühmten Lazzaroni vermocht' ich noch keinen zu erblicken, sah überhaupt niemanden müßig. Es ist ein Leben und Treiben und eine Geschäftigkeit in den Leuten, die an London erinnert. Freilich die Ordnung fehlt und die Reinlichkeit. In den Seitengassen, auf den Treppen, die von

Toledo hinauf zur oberen Stadt führen, sitzen oft drei, vier Kinder in einer Reihe und verrichten mit Behagen ihre Notdurft.

Die Geistlichen fallen mir auf: ihre Hüte, mit aufgebogenen Krämpfen, sind anders als wie sie die Priester sonst in Italien tragen. Sie haben fast alle Spazierstöcke, sie sehen viel interessanter und distinguirter aus als die Geistlichen in Rom, nicht so bleich, von heiterem leichten Wesen, mit ihrem Zustand alle scheinbar sehr zufrieden.

Auf meinem Balkon las ich nachmittags in der Odyssee, zum erstenmal seit 1879. Das war in Villach, ich war noch Student. Der Vers fällt mir auf:

„Aber sie schafften ja nichts mit trostlos klagender
Schwermut . . .“

In der Geschichte von der Zauberin Kirke kehrt er öfters wieder. Der Schluß hat etwas Mystisches: wie Kirke beim Abschied ein männliches und ein weibliches Schaf an das Schiff anbindet:

„ . . . Wer mag den Gott, der es meidet
Wohl mit den Augen erseh'n, er wandle hiehin
und dorthin.“

Wie seltsam auch, daß die Zauberin jammert, wie sie die Freunde wieder aus der Tiergestalt erlöst und zu Menschen macht und diese voll Wehmut Odysseus begrüßen, sie, die doch selber das Unheil über sie verhängte.

Das ist nun das Meer, über das Odysseus

mit seinen Genossen segelte. Das Cap der Kirche werd' ich wohl auch bald sehen.

Gegen Abend im Aquarium. Ein Gefühl des Grauens faßte mich: hier vor diesen qualligen Massen, die die Grenze bilden zwischen Mensch und Tier, steht man dem Geheimnis des Lebens so nahe.

Der Besuch ist fast ganz ruhig. Nur in der Nacht sieht man feurige Lavastreifen, die beinahe ein Dreieck bilden.

Neapel, 15. Juni. Man ißt so wunderbar in Neapel: es wäre undankbar, dessen nicht zu gedenken. Man muß freilich im Sommer nach Italien kommen, wenn man es auch nach dieser Seite recht genießen will. Was waren das da in Rom im Frühjahr für herrliche Gemüse: die zartesten Artischofen, der wohlschmeckendste Spargel, die feinsten Piselli, welch ein Salat! Dazu dann der Nachtiich aus süßesten Kirschchen, goldleuchtenden Nespoli — steht neben so einer übervollen Obstschale das Kelchglas mit dunkelgelbem Römerwein, so habe ich immer ein Bild von Paolo Veronese vor mir. Hier in Neapel sind so ausgezeichnete Nationalgerichte: eine Sorte Risotto, wie ich sie noch nirgends gefunden habe. Könnte ich sie nur beschreiben! Aber ich muß das lernen, es ist so gut eine Kunst wie die Beschreibung von Damenkleidern und Damenhüten.

Pompeji, 17. Juni. Im Hotel Suisse. Ein unerträglicher Aufenthalt, wenigstens in dieser

Jahreszeit. Denn es ist alles voll Fliegen, ich habe deren nie so viele beisammen gesehen; die Bettdecke ist ganz schwarz davon, während des Essens muß man sich fortwährend eines Wedels bedienen.

In den Scavi bin ich fast immer allein, ich verbrachte gestern einige Stunden, heute fast den ganzen Tag in diesen totenstillen Gassen, in diesen verlassenen Häusern, wo man noch den Hauch des lebendigen Lebens zu fühlen glaubt. Der Himmel ist bleifarben, die Luft still und mild, hie und da ein kurzes Regenschauer, das nur noch schwüler macht.

Mein Lieblingsplatz ist die steinerne Bank an der Porta Marina. Hier ruhten wohl die Leute, die Waren in die Stadt brachten, von ihrer Wanderung aus. Man hat den Blick auf den dunklen Thorweg, man hört über zwei Jahrtausende herüber so viele Schritte hallen.

Im Gasthof machte ich die Bekanntschaft von zwei ganz jungen deutschen Malern. Sie sind zum erstenmal und noch nicht lange in Italien, noch mehr verwirrt, ja bestürzt, denn entzückt. Die grellen Farben und Töne des Südens thun ihrem stillen guten Wesen noch weh. Der eine erzählte mir außer sich, daß er Zeuge einer abscheulichen Tierquälerei gewesen war; der Sprache nicht kundig, vermochte er nichts dagegen. Aber wenn er das schönste Italienisch gesprochen hätte, ich glaube, sie hätten ihn nicht verstanden, hier wenigstens nicht. Ich habe es aufgegeben, nicht

nur hier, auch zu Hause, bei solchen Auftritten, wenn ich nicht die Polizei an meiner Seite habe zu intervenieren. Mir geht es wie jenem Alexander von der Marwitz, dem Freund der Katel, ich kann nun einmal Gemeinheit nicht mit Besonnenheit abwehren, nur mit Wut. Und damit richtet man nie etwas aus, macht's nur schlimmer. Dazu wird man ja mit den Jahren kälter und härter; in diesem Meer von Weh, was thut da ein Tropfen weniger! Hier freilich, angesichts so vieler blutig gequälter Kreaturen Gottes, regt sich immer wieder das alte nordische Mitleid. Auch das ein Zug für den Zarathustrajünger, der kein rechter ist.

Neapel, 21. Juni. In Pompej wurde ich zuletzt wohl infolge einer überhasteten Partie auf den Vesuv krank und kehrte gestern in recht elendem Zustand hierher zurück. Ich fuhr mit einem Wagen über Torre Amunziata, Torre del Greco, Portici; bei der Einfahrt in Neapel, an der Barriere, wo die Verzehrungssteuer eingehoben wird, hatte ich das seltsamste südliche Bild. Ganze Züge schwer beladener Karren kommen den steilen Weg herauf, die keuchenden Maultiere werden unter fürchterlichem Geschrei so gepeitscht, daß sie in einen wütenden Lauf geraten, mitunter scheu werden und die größte Verwirrung anrichten. Diesmal brannte die Sonne grell und heiß herab, grell weiß ist die mit dickem Staub bedeckte Straße, grell weiß die niederen häßlichen Gebäude

rechts und links: das Auge weiß nicht, wohin sich retten.

Capri, 26. Juni. Vormittags bei trübem stürmischem regnerischem Wetter in Goethes Gedichten den Vers, der mir wie etwas ganz Neues entgegen kam, gefunden:

Nicht in Rom, in Magna Graecia,
 Dir im Herzen ist die Wonne da!
 Wer mit seiner Mutter der Natur sich hält,
 Find't im Stengelglase eine Welt.

Freilich hat Goethe das in der Sturm- und Drangperiode gedichtet, lange vor der italienischen Reise.

Capri, 27. Juni. Abends mit Malern im Café Sidigeigei, auch einer von den beiden Malern, die ich in Pompeji getroffen, ist nun hier. Einer sagte ein treffendes Wort: Lieber Freund, wenn du dich darum kümmerst, ob nicht derselbe Vorwurf vor dir von einem anderen behandelt worden ist, dann thust du mir leid. Wie oft sind nicht die Fariglione-felsen, die Punte di Tragara schon gemalt worden! Hundertmal — was sag' ich, tausendmal! Deshalb werd' ich mich doch gar nicht genieren und sie noch einmal malen. Es kommt nur darauf an, daß ich sie mit meinen eigenen Augen sehe.





Zum drittenmal in Rom.

Peter und Paulstag, 29. Juni. Gestern abend von Neapel angekommen. Dort war die Hitze zuletzt ziemlich arg, so wie bei uns im Juli, wenn es einmal recht heiß ist. Aber in Caserta heftiges Gewitter und von da an köstliche Fahrt durch die erquickte Landschaft. Heute ist ein schöner Sommertag, mäßig warm.

Um 8 Uhr auf dem Petersplatz: zum erstenmal seh' ich den Platz und die Kirche von Einheimischen wimmelnd. Ganze Haushaltungen nehmen in den kleinen Cafés auf der Piazza Rusticucci einen Imbiß. Ich habe den Eindruck eines Volksfestes. Am Eingang in den Vatikan, doch noch innerhalb des Thores, ist eine große päpstliche Fahne aufgestellt, die Schweizer sind in großer Uniform. Von dem deutschen Hospiz weht auch die schwarzgelbe österreichische Fahne.

In der Peterskirche sind eine Menge Kommunalwachtleute, auch Carabinieri (Gensdarmen), es

ist, als wollte die Regierung bei diesem großen Feste des Papsttums und der Stadt Rom recht betonen, daß auch hier königlich italienischer Boden sei. Das Gedränge vor der uralten in überreiche Papstgewänder gehüllten Petersstatue — die Leute küssen bekanntlich deren Fußspitze — ist von königlichen Polizisten überwacht.

In den Beichtstühlen sitzen Geistliche mit langen dünnen Gerten, von Zeit zu Zeit knien Andächtige vor ihnen nieder, die berühren sie dann damit. Es ist das eine Absolution für kleine Sünden, an diesem Tag ohne Beichte gegeben.

Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr Pontificalamt vor dem Altar, der hinter dem päpstlichen, so lange schon verwaisten Hauptaltar steht. Kardinal Rampolla celebriert. Ein großer Mann, der von der Ferne einen jugendlichen Eindruck macht, so rasch sind seine Bewegungen, so dunkel noch sein Haar. „Porta il beretto molto chique“ sagt meine gesprächige Nachbarin. Aber mit der Mütze und den Messgewändern bekleidet, sieht er alt aus: „come una momia“. Rings um mich wird immer geplaudert, durchaus nicht um zu stören, nicht in einer feindlichen Tendenz, sondern aus innerem Bedürfnis. Eine ältere Frau meint, es sollten „Programme“ ausgegeben werden, damit man wisse, wer der sei und wer jener und was jetzt komme und was dann. Fremde sind gar keine da. Größter Gegensatz zu den Messen am Ostersonntag und Ostermontag.

Abends bei S. Paolo fuori le mure, das heute auch ausnahmsweise von Römern besucht wird. Zurück von der Porta aus zu Fuß den Feldweg über den Aventin zwischen San Saba und Santa Prisca, dann am Kolosseum vorbei und über das Forum. Eben ging hinter dem Titusbogen die Sonne unter und erfüllte den Thorweg mit feuriger Glut: es war wie eine Pforte in eine überirdische Welt.

30. Juni. Vormittags in Thermenmuseum, in dem ehemaligen Karthäuserkloster gegenüber vom Bahnhof. Hierher kommen die neuen römischen Funde, die dem Staat gehören. Man hat keine große Adaptierungen vorgenommen; nicht nur der Kreuzgang, den Michel Angelo angeführt hat, ist unverfehrt geblieben, auch die meisten der kleinen Zellen — in manchen derselben steht nur eine Statue oder ein halbes Duzend Büsten — und von den Fensterchen aus sieht man auch noch die winzigen Gärtchen, die die Brüder bei ihren Zellen hatten, wo sie sich allein ergingen, allein lasen, allein beteten. Und überall, — in den Kreuzgang, in den riesigen Hof, den dieser umschließt, in die Zellen — ist die Heidenwelt wieder eingedrungen, die so viele Jahrhunderte von dem Mönchstum aus dieser alten Heimstätte hier verbannt gewesen war; jetzt ist sie wieder da, aber in der großen Einsamkeit dieser Klosterräume ist sie eingeschlafen und träumt und träumt. Eine regungslose Stille

herrscht im Hof und in den Gemächern; außer mir ist kein Besucher anwesend, die Aufseher sind auf den Stühlen eingenickt, die Hitze eines römischen Junitages brütet in den kleinen öden Gärten.

Es sind keine hervorragenden Kunstwerke hier, aber eine Unmenge von Büsten und Skulpturen, wie sie Künstler dritten und vierten Ranges, wie sie das Kunstgewerbe des kaiserlichen Rom hervorgebracht hat. Gerade das jedoch läßt tiefere Blicke in das antike Leben thun als die Betrachtung des Laokoon oder des Apollo im Belvedere. Besonders die Büsten sind lehrreich; man sieht da, daß die Physiognomie der alten Welt dieselbe Vielgestaltigkeit bot, wie die von heute — es waren nicht lauter Auguste und Hadriane und Antinouffe. Auch die häßlichsten und seltsamsten, ja die gewöhnlichsten von unseren Gesichtern brauchten sich im Rom der Kaiserzeit nicht zu genieren.

Eine Menge Wandmalereien sind auch da, in der Art der pompejanischen, aus den verschiedensten Zeiten, manche plump und abstoßend. Am merkwürdigsten ist ein Bild aus früh mittelalterlicher Zeit, das eine Gruppe mit einer Sense darstellt und die Aufschrift trägt: „Gnothi seauton“ — „erkenne dich selbst“. Der Goldschatz Martins II. (942—946) führt uns ganz ins Mittelalter hinein.

Zuletzt gelangte ich aus einem der Säle tretend auf einen Korridor, der sich gegen einen baumbepflanzten Hofraum von mäßiger Größe öffnet.

Ich lehnte mich über die Brüstung und blickte hinab. Ich sah eine Schar von kleinen Mädchen zwischen fünf und zehn Jahren, alle in schlichte graue Röckchen gekleidet. Aber was ist das? Wie seltsam geberden sich die? Sie gehen alle so eigentümlich geradeaus und so vorsichtig, den Blick in die Höhe gewendet, einige mit ausgestreckten Händen. Dort in der Ecke sitzen ein paar beisammen und reden einem weinenden Kinde zu, das sich mit den kleinen Händen immer wieder die Augen reibt. Und nun tastet sich die Eine die Mauer entlang wie eine Blinde — ja, das ist's, es sind Blinde! So hat man denn einen Teil dieses Hauses, das dem Schauen gewidmet ist, und einem Schauen, das über die Gegenwart hinaus in ferne Jahrhunderte reicht, denen eingeräumt, die niemals etwas werden schauen können.

1. Juli. Abschied vom Vatikan. Es ist schön und gar nicht heiß; der Weg von meiner Wohnung über den Tiberkai an der Engelsburg vorbei führt immer in der Sonne. Um 10 Uhr ist das noch nicht unangenehm empfindlich.

Wie leer sind nun diese Gänge, diese Treppen! Kein Fremdenführer bietet sich an, es sind keine Verkäufer von Katalogen, von Photographieen da, man hört kein Deutsch und kein Englisch. Auf der engen Stiege, die zwischen braunroten Wänden, an verschlossenen Thüren vorbei zu den Stanzeln führt, ist es beinahe unheimlich einsam. Es ist

das ein älterer Teil des Vatikans, hier mochten schon die Hofleute Alexanders VI. und Julius II. gewandelt sein. An dem einzigen Fenster, das zufällig offen steht, bleibe ich einen Augenblick stehen und sehe in den Hof hinab. Ich kenne ihn wohl, man durchschreitet ihn, wenn man in die Statuensammlung oder in die Bibliothek geht. Wie hat es im April und Mai auch da von Fremden gewimmelt! Heute ist niemand da, als ein Arbeiter, der an einem Karren hantiert, und der Schweizer-soldat am Thor, gelangweilt lehnt er im Schatten der Mauer. Jetzt kommt ein alter Geistlicher heran, er trägt eine grüne Schnur auf dem schwarzen großen Hut. Der Soldat präsentiert das Gewehr — es ist ein Bischof.

Ich gehe durch die stillen leeren Säle, sehe mir alle die Bilder noch einmal an, die ich nicht vergessen möchte. Ach, ich weiß wohl, es ist ein vergebliches Bemühen! Die menschliche Seele ist zu klein, sie kann soviel Eindrücke nicht lange beherbergen. Jetzt freilich, wenn ich jetzt die Augen schließe, so stehen doch alle diese Gestalten lebendig vor mir. Und auch morgen und übermorgen noch und in ein paar Monaten. Aber übers Jahr, wenn soviel fremder Stoff sich dazwischen gedrängt haben wird, wie verblaßt werden sie da alle sein. Und wenn ich nicht mehr wiederkomme, in zwanzig, in dreißig Jahren — da sind's graue Schatten geworden, fürchte ich.

Der Disputa, der Schule von Athen, dem jüngsten Gericht, den Propheten und Sibyllen der Sixtina ist, wie billig, meine letzte Stunde in diesen heiligen Räumen vor allem geweiht.

Dieser Christus, der da kommt zu richten die Lebendigen und die Toten: wer könnte wohl vor dem bestehen? So ehern=unbeweglich — trotz seiner Jugend! So titanenhaft feindselig gegen das Zwergengeschlecht der Sünder. Nein! Da sind wir alle verdammt. Vor den Propheten und Sibyllen fällt mir etwas auf, was mir bis jetzt noch nie recht bewußt geworden ist: die ungeheure Rolle, die auf diesen Bildern und auf allen Heiligenbildern des Mittelalters und der Renaissance das Buch spielt. Ja, das Buch. Greise halten's in den zitternden Händen, hüßende Magdalenen lesen's, selige Kinder spielen mit seinen Blättern. Zwischen dem Anblick der Sakramente und alten Büchern teilen die Väter auf der Disputa ihre Aufmerksamkeit. Am Tag des jüngsten Gerichts, wenn schon die Posaunen schallen und die Gräber sich öffnen, haben fromme Einsiedler noch Zeit, in ihre Bücher zu blicken, zu sehen, ob die Zeichen stimmen, ob wirklich die Stunde der Erfüllung gekommen ist. Und selbst die Seligen im Himmel lassen sich's nicht alle mit dem Anschauen der Herrlichkeit Gottes genügen, auch hieher haben einige ihre geliebten Bücher mitgebracht und lesen darin. Nur die Hölle ist bücherlos.

Am großartigsten hat Michel Angelo das Buchmotiv auf seinen Propheten- und Sibyllenbildern variiert. Fast ein jeder dieser Übermenschen hat ein Buch vor sich: entweder es lehnt vor ihnen auf einem Pult, oder es liegt auf ihren Knien ausgebreitet, oder Engel halten es ihnen vor. Was sie da lesen, suchen, finden? Es bleibt der Phantasie des Beschauers überlassen. Von der Geburt des Heilands, von seinem Erlösungstod, von seiner Wiederkunft „zu richten die Lebendigen und die Toten —“. Hesekiel, der „entsetzliche Hesekiel“, wie Tieck einmal sagt, fährt auf: „Wo ist er, wo?“ Die erythräische Sibylle konstatiert die Übereinstimmung von Buch und Erscheinung: „Sieh her, da steht's, es ist kein Zweifel mehr!“ Joel ist seiner Sache noch nicht gewiß: „Wie? Das wären ja die Zeichen, die ihn künden?“ Er ahnt, aber er weiß noch nicht. Zacharias wehrt gleichsam unsichtbare Boten ab: „Laßt mich nur lesen, hier steht ja alles, alles!“ Die Delphica ist eine von den Schauenden, sie hat den Blick vom Buche abgewandt, ihm, dem über die Wolken Schreitenden, zu, und so sagt sie still in sich hinein: „Ja, ja, der ist's, seltsam!“ So wie das lang Erwartete, sicher Gehoffte, wenn es kommt, dennoch überrascht. Jesaias leiht den Engelsknaben, die ihm die frohe Kunde bringen, nur ein halbes Ohr, kaum daß er von seinem Buche aufblickt: „Wie? Ach geht mir, ich glaub' es nicht!“ Der Cumaea ist ihr Buch

ihr alles. Sie hat die Botschaft vernommen: „Laßt sehen“, sagt sie und wendet sich dem Buche zu, „hier müßte es ja stehen!“ Daniel ist voll Glauben und Propheteneifer: „So ist's, so ist's; ich will's gleich niederschreiben!“ Und er macht die Geberde des Schreibens, als hätte er den Griffel schon in der Hand. Die libysche Sibylle schließt still ihr Buch: „So ist's vollendet“, sagt sie, „und das Buch ist aus.“ Nur Jonas, aus dem Rachen des Ungeheuers eben ausgespieen, hat kein Buch. Und Jeremias, der vor sich hin grübelt: „Wird er je kommen? Ich zweifle fast.“

4. Juli. Gestern habe ich die Ristori gesehen, von der ich glaubte, sie sei längst tod. Die Ristori und Salvini, den ich 1880 in Wien als Othello und Macbeth sah. Es war im Teatro Costanzi bei einer Gedächtnisfeier zu Ehren Rossis! Zuerst hielt Enrico Panzacchi die Festrede, dann kam ein Einakter, von der wackeren Gesellschaft Marchi-Maggi gespielt, von der ich im Mai recht tüchtige Vorstellungen von Sudermanns Heimat (Casa paterna) und Schmetterlingschlacht (Battaglia deifarfalla) gesehen hatte. Hierauf Salvini mit einer Deklamation: Der sterbende Byron von Bisazza. Die Ristori rezitierte den 5. Gesang des Inferno. Gerade dieser Gesang hat ja starke dramatische Accente: er enthält die Episode von Francesca da Rimini und Paolo.

Ihre Erscheinung ist, wie es ja nicht anders

zu erwarten war, greisenhaft. Aber neben dem völlig verfallenen Salvini — sie traten zuerst gemeinschaftlich vor das Publikum — erschien sie als die weitaus Jugendlichere, Rüstigere. Unvergleichlich wird mir die rasche, geschmeidig-anmutige Bewegung sein, mit der sie, für den nicht endenwollenden Applaus dankend, dem Publikum gleichsam entgegeneilte. Da war nichts vom Pathos der Tragödin, man verstand gleich, daß diese Künstlerin einst die drolligen Figuren Goldoni's so gut wiederzugeben verstanden hat, wie eine Maria Stuart oder Medea. Sie ist groß, schlank, hält sich aufrecht, ihr Haar ist fast ganz dunkel, das Auge noch leuchtend. Das schwarze Seidenkleid, daß weiße Häubchen trug sie mit vollendeter Matronenanmut. Sie begann zu rezitieren — nicht wie es bei uns in solchen Fällen üblich ist, mit dem Buch in der Hand, sondern völlig frei. Ihr Organ ist nicht mehr kräftig, sie sprach ziemlich leise. Aber es paßte zu dem Charakter des ganzen Vortrages. Denn sie führte uns alles gleichsam als eine Vision vor. Dante war da vor uns, er schaute in den dunklen Höllenkreis und lispelte uns zu, was er geschaut. Daneben steht der weise Führer, Vergil — mit einer Handbewegung deutet sie dies an, wenn er spricht. Auch die drohenden Worte des Minos kamen durch das Medium des Dichters gedämpft und abgeschwächt. Von allem Anfang ist sie innerlich tief ergriffen — da aber, wo der Dichter zuerst das

Wehklagen der Verdammten schildert, steigert sich diese Ergriffenheit so, daß sie nur zu stammeln, zu hauchen vermag. Das Mitleid einer zart empfindenden weiblichen Seele mit ungeheuerem Elend, mit ungeheuerem Schmerze habe ich nie wahrer darstellen sehen. Es war Dante ins Weibliche übersetzt. Mit Geberden war sie un-
 gemein sparsam, die Hände übereinandergelegt, so sprach sie vor sich hin. Ein paarmal faltete sie die Hände wie zum Gebet, unter anderem da, wo der Dichter seinen Führer fragt, was das für Menschen seien, die der schwarze Sturmwind im Wirbel dahintreibe. Bei der Anrede an das unglückselige Paar streckt sie zum erstenmal die Arme aus, hinauf, Jenen entgegen, zuwinkend, einladend. Und ebenso deutet sie dann mit leisen Bewegungen der Arme das Niederwallen der Beiden an. Sie bleibt streng innerhalb der Grenzen des epischen Vortrags und verändert nicht die Stimme, wo Franziska spricht, aber ihre Rede ist nun noch zarter, noch mehr Lispeln und Hauch, die Stimme versagt ihr fast ob des ungeheuren Wehs. Da aber, wo Franziska von dem unglücklich-süßen Augenblick erzählt, der sie und den Geliebten sich vergessen ließ, scheinen sie alle ihre Kräfte zu verlassen — wir wissen, dies ist ihr letztes Wort, sie kann nicht weiter — der Schatten wird verschweben mit den Schatten. Während der Pause, die die Künstlerin hier eintreten ließ — vielleicht aus innerer Er-

griffenheit eintreten lassen mußte — blieb das Publikum zuerst in tiefem Schweigen regungslos, dann löste sich die allgemeine Bewegung in einem Beifallsturm von südlicher Behemenz. Wieder ein Moment andächtiger Ruhe: die Künstlerin rafft sich zu den Versen des Schlusses gleichsam auf:

„Und mir, mir ward, als ob ich sterben sollte,
Ich stürzte, einem Toten gleich, zur Erde.“

Dann aber schüttelt sie rasch alle schmerzliche Rückerinnerung ab, und mit derselben graziösen Bewegung wie am Beginne tritt sie dem jubelnden Publikum wieder entgegen und nimmt freundlich wehmütigen Abschied.





Subiaco.

Olevano im Sabinergebirge, 10. Juli. Heute früh um 6 Uhr nach Subiaco gefahren. Mein Betturino der Bruder des Wirtes, ist ein höchst sympathischer, gutmütiger, verständiger Mann. Er schützt sein Pferd durch große Zweige, die er am Zaumzeug befestigt, vor der Sonnenglut und den Fliegen. Zwischen Olevano und Subiaco — man fährt etwa drei Stunden — ist keine Ortschaft, hie und da ein ruinenhaftes Gehöft. Aber auf den Höhen rechts und links stehen graue Felsenmauern, so Bellegra oder Civitella und andere. „In diesen Orten herrscht ein Elend von dem Sie keine Vorstellung haben können,“ sagt der Betturino. Landleute mit säcke- beladenen Eseln begegnen uns, sie bringen gemahlenes Korn von Subiaco zurück, in Olevano ist keine Mühle. Den Wegarbeitern, die wir an einigen Stellen trafen, bringt mein Führer eine gute Nachricht: Der Zahlmeister der Provinz ist

in Albano angekommen und wird heute die Monatslöhnung auszahlen — heute, am 10.! Unter anderm redet der Betturino auch einen sehr alten Arbeiter an, er ist über siebenzig Jahre: È un galantuomo', sagt er mir dann, er sei „giubilato“ und bekäme von der Provinz täglich 2 Lire, ohne daß er mehr zu arbeiten braucht. Aber er wolle keinen Lohn ohne Arbeit. Die Landgüter ringsum sind fast alle Domanialland, infolge von Steuerrückständen den Besitzern genommen. Dazu die großen Besitzungen des Klosters Subiaco, die ja nun auch dem Staat gehören. Aber dieser Besitz ist nur eine Verlegenheit für den Staat, keine Einnahmequelle.

Der Weg ist abwechslungsreich, bald führt er steil auf-, bald abwärts, bald an Eichenwäldern, an Wein- und Olivengärten vorbei, bald an wüsten Halben oder sumpfigen Niederungen.

Die berühmten Benediktinerkirchen liegen etwa eine halbe Stunde vor der Stadt Subiaco. Es sind deren zwei, jede mit einer Mönchsanfiedlung. Die eine, S. Scolastica, liegt nahe der Landstraße, an der uralten Steinbrücke, die über den Anio führt, gegenüber den — kaum sichtbaren — Resten einer Neronischen Villa, die andere, S. Benedetto, eine halbe Stunde weiter aufwärts, auf einem Felsenvorsprung über dem engen Thal des Flusses. Weitauß eigentümlicher und stimmungsvoller ist S. Benedetto.

Gleich beim Eintritt in S. Benedetto umfängt mich der Zauber des Geheimnisvollen. Denn die Pforte steht offen und es ist kein Pförtner da; ich trete ein, mein Auge fällt auf das mystische Ordenskreuz, auf die bedeutende Inschrift, die schon Gregorovius mitgeteilt hat:

„Wenn das Licht du suchst, Benediktus, was wählst du
die Höhlen?

Dem, der dem Lichte zustrebt, dienet die Höhle doch
nicht!

Aber setze den Weg nur fort durch das nächtige Dunkel,
Bald dir zu Häupten erglänzt strahlend ein himmlisch
Gestirn.“

Ich durchwandle zwei offene Korridore; Gedächtnistafeln erzählen da, wie viele Heilige, Päpste, Kaiser, Könige diese Räume betreten haben, eine uralte bemalte Holzstatue hält ein aufgeschlagenes Buch mit der Mahnung: „höre, o Sohn, die Lehren des Meisters“ dem Wandelnden entgegen. Ich ruhe auf einer der Steinbänke aus und warte. Aber niemand kommt, kein anderer Laut ist vernehmlich als das Klauschen des Anio in der Tiefe. Endlich wage ich mich weiter, steige die Treppe hinab zur Kirche; auch diese ist offen; eine zweite Treppe zu den noch tiefer gelegenen Kapellen; auch hier ist niemand — kein Priester, kein Andächtiger. Die tiefe Dämmerung der Grotte — denn Grotten sind dies — ist von der Lampe mit dem ewigen Licht nur schwach beleuchtet. Von den Wänden

dräuen riesenhafte Heiligenbilder mit maskenhaftstarrten Gesichtern nieder. Es ist, als wäre ich in eine Märchenkirche geraten, die vor tausend Jahren in die Tiefe gesunken ist. Endlich vernehme ich ein Geräusch: ein halb unterdrücktes Schluchzen und Weinen. Ein Schauer faßt mich und ich horche hoch auf. Da dringen auch murmelnde Worte an mein Ohr, freundliche Worte des Trostes und Rates — irgendwo in einer dunklen Ecke in einem Nebenraum muß ein Beichtstuhl sein, ein Priester das weinende Beichtkind trösten: sehen kann ich niemanden.

Dann, als ich zu Mittag in das eine halbe Stunde von S. Scholastica entfernte Städtchen Subiaco komme, habe ich noch ein anderes Traumbild. Es ist Siestazeit und eine drückende Hitze liegt zwischen den grauen Mauern. Die ganze Bewohnerschaft der Stadt scheint in Schlaf versunken: Kinder liegen mitten auf der Straße, im Spiel hat sie der Schlaf überrascht, Frauen und Mädchen sitzen an den Schwellen ihrer dunklen Wohnungen und schlafen, in schattigen Winkeln liegen die Bettler hingestreckt und schlafen; ich trete in einen Laden und finde auch den Verkäufer in tiefem Schlaf. Es ist, als wenn die Leute alle durch ein Zauberwort urplötzlich vom Schlaf befallen worden wären. . . .

Gegen sieben wieder in Nlevano. Die Abende hier haben etwas Phantastisches. Denn Tausende

von Leuchtkäfern verbreiten ein magisches Licht. Aus weiter Ferne, von den Weingärten herab, tönt ein unheimlich einsilbiger Vogelruf: klagend tieftraurig, dennoch lockend. Wehe aber den Singvögeln, die dem Rufe folgend, sich dem einsamen Rufer nähern, er mordet sie . . .





Zum viertenmal in Rom.

13. Juli. Auf der Rückfahrt von Albano halte ich mich noch einmal einen Tag hier auf, um die berühmte römische Gluthitze kennen zu lernen. Aber es ist nichts damit: ein warmer Sommertag, wie es in Wien im Juli und August deren genug giebt. Aber die Italiener machen sich viel mehr aus der Hitze, da ist ein allgemeines Klagen: „Fa caldo“ und alles trägt Fächer um sich ein wenig Kühlung zuzuwehen. Die Tramway- und Omnibuspferde tragen kokette weiße Häubchen.

In der Peterskirche. Schulkinder, von ihren Katecheten geführt, besichtigen den Dom; sie plaudern und kichern; Arbeiter schlagen eine Holztribüne auf, hämmern und lärmen. Nur in der Apsis bei den Grabmälern Paul III. und Urban VIII. ist es ruhig. Ich denke an die Elegie ‚San Pietro‘ von d’ Annunzio: „Die Stunden ziehen. Ein Schritt klingt auf, entfernt sich wieder. Alles wieder still Sonnenwellen überfluten das kalte Grab,

auf dem der alte Papst mit kahlem Schädel sitzt und träumt. Rosig blüht unter dem Sonnenfuß die schöne Giulia Farnese auf, nackt, wie einst auf des Borgia üppigem Lager")*)

Auf der Piazza Trevi trinke ich den Abschiedstrunk aus dem Wasser der Fontäne. Das ist hier Pilgerbrauch bei der Abreise, man soll dann wiederkehren, Rom noch einmal schauen dürfen.

*) Am Grabmal Paul III. sind zwei überlebensgroße weibliche Gestalten angebracht; die eine, jung, schön und nackt — sie soll die „Wahrheit“ darstellen — ist eine Porträtstatue der Giulia Farnese, der Geliebten Alexander VI.





Assisi und Siena.

Assisi, Hotel Sobasio, 15. Juli. Assisi, das ist die Stadt, wo so viele verschlossene Thore sind, die nie geöffnet zu werden scheinen, so viele vergitterte Fenster, durch die nie jemand blicken will, so viele grasbewachsene Gassen, durch die fast nie jemand schreitet, so viele Brunnen, aus denen nie jemand schöpfen kommt.

Wiederum wie in Neapel ist der Himmel meist von gleichförmig grauen Wolken bedeckt. Dabei aber eine schwere, fast erstickende Hitze, die Nächte sind schrecklich; bössartige Banzare, wie sie im September in Venedig sind, quälen einen bis zum Morgengrauen.

Die Wirtin im Albergo Sobasio, ein anmutiges junges Geschöpfchen, ist die Tochter jenes Bildhauers Moratilla, dessen Namen ich auf dem Grabmal Alexander VI. in der Kirche S. Maria del Monserrato gelesen habe. Wie erstaunt sie war, daß ich gerade dieses Werk ihres Vaters kannte,

das doch in dem abgelegensten Winkel von Rom steht!

In dem berühmten Franziskaner Kloster — es ist das Nachbarhaus des Gasthofs — ist jetzt eine Realschule samt einem Internat untergebracht. Eben jetzt sind die Maturitätsprüfungen. Bei Tisch lerne ich einen der Lehrer kennen, einen jungen Historiker, Schüler Belochs; er sagt mir, daß er die Absicht habe, eine Studie über den Übergang des deutschen Kaisertums zum österreichischen zu veröffentlichen. Jetzt ist er mit einer Übersetzung des Sabatier'schen Buches über den heil. Franciskus von Assisi ins Italienische beschäftigt.

Gestern Abend waren im großen Speisesaal des Gasthofs alle Lehrer der Realschule (Istituto tecnico) zu einem Bankett versammelt. Ich bin mit den Wirtzleuten im Nebenzimmer und höre die Reden an. Der Rettore ist ein Südtiroler. Ein Advokat, Stadtrat, feierte in glühenden Pathos die Verdienste des Lehrkörpers und Direktors. Nicht minder überschwenglich antwortete dann dieser. Zuletzt kamen humoristische Toaste. Alle Reden waren formell vollendet, die Phrasen elegant kadenziert, ciceronianisch gerundet.

16. Juli. Heute Vormittag in der kühlen Oberkirche des heil. Franziskus. Vor den halbzerstörten Fresken des Cimabue und Giotto in einem der hohen Chorstühle im Leben des Heiligen von Bonaventura gelesen. Nichts stört mich, kein

Mensch kommt hier herauf: es ist als wäre dieser Prachtsaal mein eigen.

Ich lese: „Seine Worte waren nicht eitel oder lächerlich, es waren keine Reden über die man spotten konnte, sondern Worte voll vom heiligen Geist und die bis ins Mark der Knochen drangen.“

Die Auffassung des Gehorsams finde ich doch hier ganz so schon gegeben wie in der Regel des Jesuitenordens: „tamquam cadaver“. Schlechten Oberen zu gehorchen sei ein um so höherer Verdienst.

Am Schluß wendet sich der Biograph an den, der für Christum zu streiten gewillt ist. „Auf“, ruft er, „trage die Waffen, trage die Fahnen des hohen Königs, dessen Anblick allen Kämpfern des göttlichen Heeres Stärke verleiht!“

17. Juli. In den ersten Nachmittagsstunden, kurz vor der Abreise nochmals in die Krypta von S. Franzesko. Hier, denk' ich, müßte jener Jünger Zarathustras auf dem Heimweg von Rom verzweifelt niederfallen und die Eisenstäbe des Bitters umfassen, das das Grab des hohen Heiligen umschließt und sagen: „Wehe mir, wehe! Das Leiden der Welt ist so grauenvoll, ich kann nicht darüber hinwegfliegen wie mein Herr und Meister, meine Füße sind zu schwer. Ich kann der Schlange nicht den Kopf abbeißen, mein Gaumen ist zu ekel. . . .“

„Und doch will ich nichts von diesem Leiden auf mich nehmen. Ich will mich nicht auf die Folterbank spannen lassen, denn ich

kann den Schmerz nicht ertragen. Ich fürchte die Nacht und die Qual des Scheiterhaufens und das lebendig begraben werden. Lieber will ich alles verleugnen, lieber will ich alles im Stich lassen, was ich liebe. Und ich kann nicht in Höhlen wohnen und keine Ausfägigen küssen. Ich liebe die weißen jungen Leiber und den Duft der Erde und alle ihre Wollüste. . . .“

Und auch ich: bevor ich die Gruft verlasse, aus der Kühle dieser nächtlichen Tiefe wieder ans Tageslicht hinaufsteige, werfe auch ich mich nieder auf diesen viel beknieten Boden, rühre auch ich in andächtiger Ehrfurcht das Gitter, das das Grab des hohen Heiligen umschließt. . . .

Siena, 21. Juli. Gestern von Perugia hier angekommen.

In der Pension Chiusarelli, wo ich absteige, ist noch alles besetzt, ich fand kaum Platz an der Table d'hôte. Es sind Deutsche da, Engländer, ein Professor aus Lund, aber auch Italiener — im ganzen eine sehr angenehme Gesellschaft. Zwei englische Damen, Mutter und Tochter, katholisch, die sehr gut Deutsch sprechen.

Der alte Bekannte, der Palazzo Piccolomini: da ist er endlich. In wie viel Kunstgeschichten und Bilderatlanten wird einem der nicht vorgeführt. Natürlich ist zuletzt der Eindruck ganz anders, als ihn die Abbildung gab, schon deshalb weil er in einer so engen Straße steht.

22. Juli. Das Schöne in dieser Stadt ist, daß man nach kurzer Wanderung durch enge Gassen immer wieder auf terrassenhafte Plätze und Plätzchen kommt, die die freieste Aussicht auf die Umgebung der Stadt, auf Berg und Thal und Nachbarstädte gewähren. Oder auch über einen tiefen Einschnitt hinweg auf einen andern Stadtteil — die Stadt liegt auf drei Hügeln — und der ist gekrönt von irgend einer Kirche, von dem ungeheuren prachtschimmernden weiß-schwarzen Dom.

Von außen gesehen, auf dem Weg von der Porta Dvile bis zur Porta Bispini bietet die Stadt ganz mittelalterliche Bilder, besonders, da wo die Franziskaner Kirche dicht an die Stadtmauer herantritt; die Straße führt tief unten vorbei, man blickt zur Kirche hinauf wie zu einer Festung, sie wendet die Chorseite mit einem Riesenglasfenster dem Wanderer zu.

In der Stadt ist alles von einer ruhigen Heiterkeit. Die Menschen sind nicht schön, aber liebenswürdig und dienstfertig, sie haben die Gabe des Wohlwollens. . .

Siena, 24. Juli. Die Bildnisse der heiligen Katharina, die man hier in der Dominikanerkirche, im Dom und in ihrem Geburtshaus sieht, geben alle kein Gefühl von dem Wesen dieser Frau. Auch die Statue von Neroccio im Dom nicht, aber die noch am ehesten. Es sind das lauter fromme ekstatische Nonnen, sie sind alle in so korrekt kirchlicher, mönchischer Auffassung gemalt. Wie ganz

anders tritt sie uns in ihren Schriften und Briefen oder in ihrer Lebensbeschreibung von Raimund von Capua entgegen. Ich las gestern und heute in der städtischen Bibliothek darin.

Die Schriften sind „Dialoge mit Gott“. In der Ausgabe von Gigli (1707) die mir hier vorliegt, sind deren vier: Über die Erkenntnis Gottes und der eigenen Seele, über das Gebet, über den Gehorsam. Gott spricht überall wie ein milder Vater, der sein Kind belehrt, die Antworten der Heiligen haben bisweilen die Form schwungvoll-inbrünstiger Gebete. Ihre Briefe (von Tommaseo 1860 neu herausgegeben) behandeln sowohl religiös-innerliche Probleme wie die Dialoge, als auch die Zustände der Welt und die Mittel zur Heilung ihrer Schäden; sie sind an Menschen aller Stände gerichtet, an Päpste und Fürsten, an hohe Würdenträger und Gelehrte, aber auch an schlichte Klosterleute, an kleine Bürger und Handwerker. Es sind gewaltige und hohe Worte darin, sie verraten unendliche Liebe zu Gott und allen seinen Kreaturen, aber auch Geistesstärke und unbezwinglichen Mut. Zu den Niedrigen und Demütigen, wie etwa zu dem Florentiner Schneider Francesco Pipino und dessen Ehefrau Mona Agnese, redet sie voll Demut, zu den Stolzen und Hochmutsvollen stolz und voll Selbstgefühl. Der Königin Johanna von Neapel wagt sie zu schreiben: „Wehe, weinen muß man über euch (wegen eurer Sünden) wie über

einer Toten“ und dem König von Frankreich: „Ich will es so!“ und an den Papst: „Seid mir doch ein männlicher Mann und kein furchtsamer! . . . Euch geziemt, als Stellvertreter Christi auf Erden in Rom zu sein, kommt also, kommt und zögert nicht länger, und seid stark und fürchtet nichts, was da auch kommen mag!“ Hie und da erhebt sich ihre Sprache zu dichterischer Schönheit, so wenn sie einen Hymnus anstimmt an das Blut des Heilandes: „O Blut, du zerstreuest die Finsternis um den Menschen und zündetest ihm das Licht an, auf daß er die Wahrheit und den Willen des ewigen Vaters erkenne — . . . o badet euch in diesem Blut, be-
rauscht Euch, ertränkt euch in diesem Blut, o meine Brüder.“ Bisweilen hat sie so tiefe Worte wie die deutschen Mystiker und Bonaventura: „Macht euch eine Zelle aus eurem Geist,“ sagt sie einmal, „und geht niemals heraus aus ihr;“ sie will sein „eine Zelle, ein Haus, ein Garten der Selbsterkenntnis.“ Vor Leonardo da Vinci hat sie gefunden, daß die Erkenntnis die Liebe nährt: „wer mehr erkennt, liebt mehr und indem er mehr liebt, genießt er mehr.“

Aber sie ist nicht nur stark in Worten, Gedanken und Gefühlen, auch in der That. Der Papst hatte damals wenig Macht in Italien, ihm von der Ferne harte Worte zu geben, brachte kaum Gefahr. Katharina ging nach Avignon in seine Burg und trat unerschrocken vor ihn und wieder-

holte ihre Mahnung. Ja noch mehr: sie sprach in herbem Tadel von der Üppigkeit und anderem Ürgerniß in der höheren Geistlichkeit und in der Nähe des Heiligen Vaters selbst. Der Papst, erstaunt, fragt sie, wie lange sie denn in Avignon sei. „Wenige Tage,“ ist ihre Antwort. „Wie,“ ruft jener aus, „wie konntest du in wenigen Tagen die Sitten der Kurie beurteilen?“ Da — so berichtet ihr Biograph Raimondo von Capua, der Zeuge der Szene war — da wandelte sich plötzlich ihre demütige, unterwürfige Haltung in lauter Majestät und hoch erhoben brach sie in die Worte aus: „Zu Ehren des allmächtigen Gottes wage ich's zu sagen: von den Sünden eures Hofes drang in die Stadt, in der ich geboren bin, ein ärgerer Gestank, als die fühlten, welche sie selber begangen haben und sie immer noch begehen jeglichen Tag.“ Hierauf schwieg der Papst — „ich aber“, so schließt Raimondo seinen Bericht, „war erstaunt in meinem Herzen und wunderte mich besonders darüber, mit welcher Autorität sie solche Worte einem Papst hatte sagen können.“

Die moderne Litteratur der Italiener hat auf die Schriften der heiligen Katharina zurückgegriffen und ihnen Ideen, Bilder und Worte entlehnt. Besonders Gabriele d'Annunzio im „Triumph des Todes“ und mehr noch in den „Jungfrauen von den Felsen“, seinem neuesten Roman, wo ganze Seiten aus den Schriften der Heiligen zitiert sind.

Freilich wird der fromme Leser dabei durch manches frevelhafte Wort verletzt, aber es leuchten doch durch alle Verzerrungen helle Strahlen wahrhaften Verständnisses durch. „Welche Beredtsamkeit der Leidenschaft hat diese Jungfrau!“ ruft der Dichter aus. „Sie entzückt alle Schweigenden, denn sie spricht und ruft für sie. Aber was ihre Bücher jedem, der das Leben liebt, so kostbar macht, ist die Fülle des Blutes, die darin pulsiert und kocht und aufflammt, wie auf einem Opferaltar am Tag der großen Opferungen. . . . Und sie muß scharfe, feine Sinne gehabt haben, denn alles was sie schreibt, ist so lebendig-bildlich, so farbenprächtigt und bewegt, beinahe dantesk an Kraft und Kühnheit. . . .“ Alles das ist wahr.

Siena, 25. Juli. Nachmittags mit Miß Ida in der Dominikanerkirche. Sie ist ganz weiß gekleidet, trägt einen großen Florentinerstrohhut auf dem reichen dunklen Haar. Vor jedem Altar macht sie einen zierlichen Knix und bekreuzt sich. Sie ist noch ein halbes Kind, wir sprechen von den Schutzengeln, sie sagt ganz im Ernst, sie glaube, der ihrige sei ein weiblicher Engel. In dem Raum hinter dem Hochaltar — er hat ein kleines Fenster, das sich über das Thal von Fontebranda öffnet und auf der jenseitigen steilen Höhe den Dom sehen läßt, nimmt sie Platz und malt an einem kleinen Aquarellbild, das eben diese Ansicht darstellen soll; ich lese zu ihren Füßen in einer kleinen ab-

gegriffenen Ausgabe von Goethes Gedichten, die mich schon seit meinem zwanzigsten Jahr auf allen Reisen begleitet:

„Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen!“

Eine idyllische Stunde, wenig gestört durch den alten Kirchendiener, der alle Viertelstunden kommt, nachsehen, ob die Miß noch nicht fertig ist, denn er will wahrscheinlich die Kirche schließen.

Siena, 26. Juli. So düster wolkenumhangen wie in Neapel, Pompej, Assisi, Perugia ist der Himmel hier nicht, nur wie mit einem leichten Flor bedeckt oder mit Lämmervölkchen. Oft sind kurze heftige Gewitter und Regenschauer. Mich umfängt allmählich eine süße Müdigkeit: nicht weiter gehen, nicht weiter denken, nicht weiter sorgen, nur ruhen und träumen.





Heimkehr.

Ancona, 31. Juli. Abends. Von Arezzo eben hier angekommen, wollte ich gleich mit dem Dampfer nach Fiume weiter. Aber trotz aller Fahrordnung geht er erst übermorgen. So warte ich denn hier, in demselben Gasthof, wo ich so trübe Februartage verbracht. Jetzt ist er voll unruhigen Lebens. Amerikanische Pilger sind da, ein halbes Hundert etwa, die in Loreto waren, sie gehen jetzt nach Rom.

Ancona, 1. August. Eine unruhige Nacht, heftige Gewitter, der Morgen stark bewölkt und stürmisch, wieder wirft das Meer hohe graue Wellen. Ich gehe wieder nach San Domenico, sehe mir wieder das Bild des Tizian an. Aber wie? Der Bischof ist ja gar nicht so entzückt, wie er mir damals vorkam, er zeigt dem andern die Erscheinung, weiter nichts.

Der Tag vergeht langsam. Ich kaufe mir einen Roman von Zuccoli „Il dissegnato“. Er ist

so wie der Trionfo della Morte vom Jahre 1894, also unabhängig von diesem. Aber er ist von einer ähnlichen Art. Es sind furchtbare Gewissens-
erforscher, diese modernen Italiener. Ich lese und lese, der Himmel bleibt trüb, der Wind heult, die Wellen rauschen. Ich sitze in dem Zimmer, wo die junge Frau über den nießenden Alten lachte. Dahin!

Ancona, 2. August. Herrlicher Sommertag, nur Mittagswölkchen und eine leichte Brise. Es ist mein letzter Reisetag. Um ihn zu kürzen, fahre ich in das kleine Städtchen Jesi — ich sah es am frühen Morgen des 27. Februar in tiefem Schnee: es liegt eine Stunde von hier, in den Vorbergen der Apenninen. Hier ist Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, geboren worden, vor dessen Grab ich in Palermo gestanden bin. Meine Frage nach dem Geburtshaus kann niemand beantworten. Der Kellner in der Trattoria Speranza sagt, es sei dies eine Villa, 6 bis 7 Kilometer vor der Stadt. Er verwechselt den Kaiser wohl mit — Spontini. Die Decke des Zimmers, in dem ich das letzte Mahl auf italienischem Boden einnehme, ist mit Zeitungspapier beklebt, die Wände voll Wasserflecken und ganz kahl. Ein Fenster, klein und vergittert, ist so hoch angebracht wie in einem Gefängnis, ein anderes dicht neben der Thür ist mit einem hölzernen einflügeligen Holzladen verschlossen. Zwei lange Tische füllen das Gemach ganz aus.

Ich bin heute, Sonntags, der einzige Gast. Das Essen ist sehr gut, der Wein leicht und erfrischend.

Nach dem Essen irre ich in den öden Gassen, wo die stillen zerbröckelnden Häuser stumm wie Gefängnisse stehen, wieder befällt mich jene tiefe Müdigkeit, ich ruhe — denke gleichgiltig an die kommenden Tage. Was können die mir noch bringen? Aber ich fürchte sie auch nicht.

An Bord des Villám, 3. August, $\frac{1}{2}$ 6 Uhr früh. Nach stiller Fahrt auf silberheller Flut empfängt uns mit düstern, furchtbar drohenden wetterleuchtenden Wolken auf dem kahlen Gebirg der Quarnero. Der eisige Wind des Nordens weht uns entgegen.





Epilog.

Mein Weg nach Italien.

Ich wohne in Wien auf der Wieden, auf dem Grunde Hangelbrunn, der so heißt, weil dort einmal ein Brunnen war, und wenn der floß, so drohte eine Hungersnot. Von da ist gar nicht weit zum Südbahnhof, zehn Minuten. Der Weg führt durch eine stille Gasse, die nur auf der linken Seite Häuser hat — stockhohe ärmliche Häuser, von armen Leuten bewohnt — auf der andern Seite ist ein Bretterzaun und dahinter ein wüstes Feld oder Ziegelöfen; im Winter laufen dort die jungen Leute Schlittschuh. Ueber dem Zaun steht an heiteren Tagen immer die Sonne, denn es ist Südseite dort, über den Zaun blickt man nach Süden.

Das ist der Weg, den ich immer gehe, wenn ich nach Italien reise. Ich schicke meinen Koffer voraus und gehe langsam und achte auf alles, auf

die Häuser und auf den Himmel und auf die Menschen, die mir da begegnen.

Und da ging ich denn auch, als ich die große Reise antrat, die mich nach Rom führen sollte und zu den einsamen Tempeln von Pästum und Selinunt und in die Palmengärten von Catania und Palermo. Es war im Februar, nachmittags zwischen drei und vier, an einem Donnerstag, und das Wetter war trüb und kalt. Aber ich lachte darüber: „Warte nur, Frau Sonne,“ sagte ich, „ich will dich schon her austreiben aus deinem Schleiervorhang, du sollst mir bald leuchten wie im Juni!“ Ich blickte durch eines der niedrigen Fenster, an denen ich vorbeikam. Auf dem Fensterbrett lagen ein paar Äpfel und eine Papierpuppe stand dabei, ein heiliger Nikolaus, wie ihn die Kinder kurz vor Weihnachten bekommen. Und am Fenster war ein Nähtischchen und da nähte eine bleiche garstige Frau. „Jetzt wird die noch zwei Stunden so dafitzen,“ dachte ich, „und nähen und dann wird sie eine kleine Lampe anzünden und weiter nähen, und inzwischen werde ich über alle Berge sein. Und morgen früh, wenn sie aufsteht und bei dem Fenster da zu dem trüben Himmel hinausblickt, dann bin ich schon am Meer!“ Dann begegnete mir ein Mann, der ein schweres Packet trug, ein Geschäftsdienner oder ein Handwerker. Und ich folgte auch diesem in Gedanken auf seinem Weg, in die trübe schmutzige Werkstatt oder in einen Laden oder in

ein Magazin und dann in eine dunstige Vorstadt-
wirtsstube, wo der Hausknecht mit der weißen
Schürze hinter dem Schanktisch steht und schmutzige
rote Tücher über die Tische gebreitet sind, und
ich folgte ihm weiter in sein Morgen und Über-
morgen, die dem Heute so entsetzlich gleich sein
würden. Und dann sah ich hinüber über den
Baun, in den Nebel auf dem Südhimmel: was für
Bilder lagen dort für mich bereit, welche bunte
Fülle! Nun bog ich um die Ecke, da war ein
Haus mit einem verwahrlosten Vorgarten, und der
Garten hatte ein Steinportal mit zwei steinernen
Genien, beide grau und verwittert von Regen und
Sonne und auch verstümmelt. Einmal, vor hundert
Jahren, mochte hier wohl ein Landsitz gewesen
sein, die Pforte war ganz so wie an alten Schloß-
gärten, jetzt aber machte sie einen unsäglich traurigen
Eindruck und auf den grauen Bäumen darüber
lag eine häßliche Schwermut. „Nein“, sagte ich,
„das ist nicht meine Pforte, die ist strahlend wie
Gold und führt in einen Garten voll Fruchtbäume
und in den Lauben stehen weiße Marmorgötter,
die die Zeit nicht verstümmeln kann und der Regen
nicht verwittern.“ Nun noch ein paar Schritte,
den holprigen Pfad an dem alten Linienwall vor-
bei, wo Rehrichthausen liegen und kleine zerlumpte
Jungen mit mißtönendem Schreien irgend ein
Spiel spielen, dann bin ich auf der großen Straße,
die aus der Stadt heraus zum Bahnhof führt, und

dort ist er schon: eben fährt ein langer Zug über die Brücke und in die Halle hinein; er kommt vielleicht dorthin, wohin ich gehe.

Das war mein Weg nach Italien, und vor der Peterskirche in Rom und auf den Tempelstufen von Pästum und Girgenti und in den Palmengärten von Catania, wo der schneeige Ätna aufragt und das Meer wogt, das einst Athenerschiffe trug, dachte ich zurück an diesen grauen, traurigen Weg, und da schien er mir hold wie in rosigem Morgenlicht an einem Frühlingstag. Denn da war ja noch alles Zukunft, alles Verheißung, alles Traum.



Bei Georg Heinrich Meyer in Berlin SW.
und Leipzig erschienen und sind in allen Buch-
handlungen erhältlich:

Adolf Pichler's Tiroler Geschichten und Wanderungen 5 Bände

Gesamtpreis: geh. M. 15.—, geb. M. 20.—

Inhalt und Einzelpreis der Bände

- Allerlei Geschichten aus Tirol. Dritte und vierte
Auflage geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Fochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Zweite Auflage
geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Beste Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen.
geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Kreuz und quer. Gesammelte Streifzüge.
geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage.
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Adolf Pichler's dichterische Werke. 5 Bände

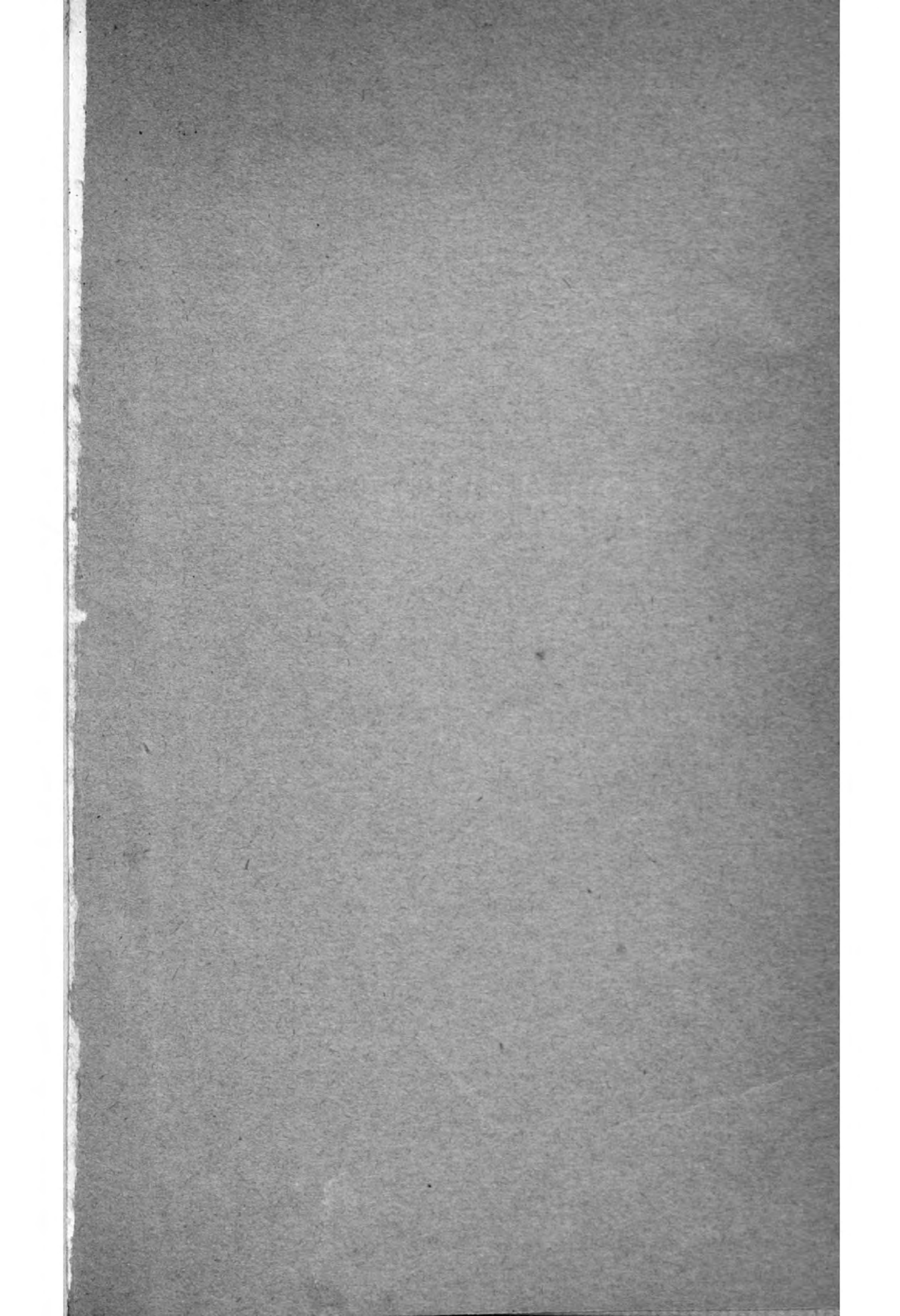
geb. in Karton gelegt M. 12.—.

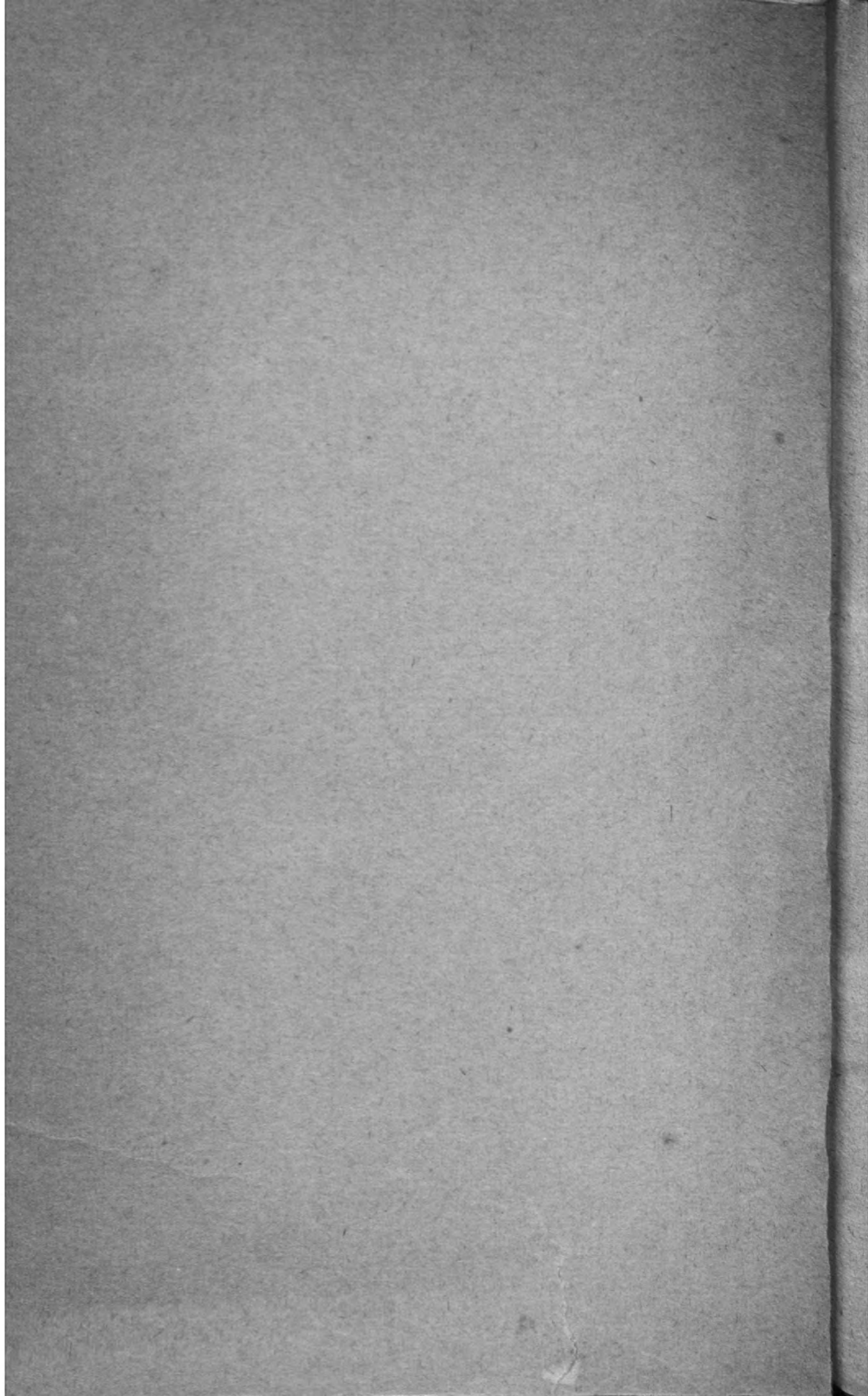
Inhalt und Einzelpreise:

- Hymnen. Dritte Auflage. geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.
In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den
Tiroler Bergen. Zweite Aufl. geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Die Tarquinier. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Auflage.
geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage.
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art.
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

In Einzelausgaben erschienen ferner:

- Der Anderl und 's Resei. Ein Faschingschwank in
Schnadahüpfeln geh. 50 Pf.
Der Einsiedler. Eine Erzählung aus den Tiroler
Bergen. geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.







Bibliotheca Hertziana
Max-Planck-Institut
für Kunstgeschichte
Rom



E004010042EDB79C

